Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 146 (1978)

Heft: 25

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KIRCHE

Schweizerische Kirchenzeitung

25/1978 146. Jahr 22. Juni

Von der Kooperation der christlichen Gemeinden Eine theologische Untersuchung des überpfarreilichen sozialen Einsatzes und der damit gegebenen überpfarreilichen Zusammenarbeit von
Josef Bommer 381

Erwachsenenkatechese in Europa
Ein Bericht vom ersten europäischen Treffen für Erwachsenenkatechese von
Kurt Stulz 386

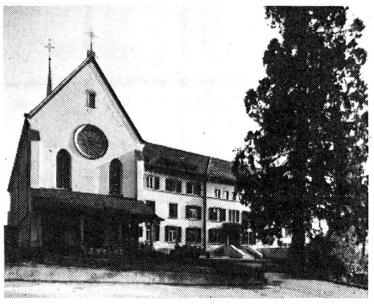
Solidarität auch mit den vatikanischen Angestellten Den Peterspfennig stellt in einen grösseren Zusammenhang
Moritz Amherd 387

Der Geist weht, wo er will
Der Pfingstgottesdienst von Reichenau am Fernsehen: Wie er vorbereitet und wie er von den Zuschauerbriefen beurteilt wurde. Es berichtet
Werner Zurfluh 388

Ein Markstein im Leben der Christkatholischen Kirche Ein Bericht über die Revision der Messliturgie von
Rolf Weibel 391

Amtlicher Teil 393

Frauenklöster in der Schweiz
Kloster St. Anna, Gerlisberg, Luzern [Kapuzinerinnen]



Von der Kooperation der christlichen Gemeinden

Die Kraft und die strukturelle und finanzielle Macht der Schweizer Kirche ruht auf ihren Kirchgemeinden. Das hat seine grossen Vorteile und entspricht zum Teil dem föderalistischen Denken und Fühlen des Schweizers. Niemand möchte wohl hierzulande mit den bundesdeutschen Verhältnissen tauschen, wo die Dinge bekanntlich anders liegen. Dass damit aber auch Gefahren gegeben sind und vor allem die überpfarreilichen Belange oft zu kurz kommen, liegt in der Natur der Sache. Es soll hier darum einmal *von dieser überpfarreilichen Verantwortung der Kirchgemeinden und der Kirchenpflegen die Rede sein.*

Sie wird etwa aktuell, wenn es um die Schaffung und Finanzierung überpfarreilicher sozialer und diakonischer Stellen geht. Es soll nun gerade dieser überpfarreiliche soziale Einsatz und die damit gegebene überpfarreiliche Zusammenarbeit theologisch untersucht und verantwortet werden. Dabei soll von zwei Problemkreisen die Rede sein: von der diakonischen Sendung der Kirche im allgemeinen, von der Solidarität der christlichen Gemeinden, und das heisst im Klartext, von der überpfarreilichen Zusammenarbeit im besonderen.

1. Von der diakonischen Sendung der Kirche im allgemeinen

Zu den *Begriffen*, die in der Zeit nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil und hier bei uns in der Schweiz nicht zuletzt im Zusammenhang mit der Synode 72 gang und gäbe geworden sind, gehört auch *das Wort von der Diakonie, vom Dienen.* Natürlich hat man immer darum gewusst, dass «der Menschensohn nicht gekommen ist, sich bedienen zu lassen, sondern um zu dienen» (Mt 20,28). Klar und übersichtlich war es in vielen Büchern und kirchlichen Dokumenten zu lesen, dass die *drei Lebensäusserungen* der christlichen Gemeinde seien: *Verkündigung, Liturgie und Diakonie.* Selbstverständlich wusste man um die Brüderlichkeit in den urchristlichen Gemeinden. Schliesslich las man es ja in der Apostelgeschichte, dass alle, die gläubig wurden, zusammenhielten, dass sie alles gemeinsam hatten und dass es keinen Notleidenden unter ihnen gab. «Sie verkauften selbst Hab und Gut und teilten davon allen mit, jedem, wie er es nötig hatte» (Apg 2,42–47). Seelsorge ist hier noch Heilssorge, Menschensorge.

Dabei meint *Diakonie,* nach einem herrlichen Wort von P. Alfred Delp SJ, einem der grossen Märtyrer der Nazizeit, «das Sich-Gesellen zum Menschen..., das Nachgehen und Nachwandern auch in die äussersten Verlorenheiten und Verstiegenheiten des Menschen... die Sorge um den menschentümlichen Raum und die menschenwürdige Ordnung... die geistige Begegnung als echten Dialog, nicht als monologische Ansprache und monotone Quengelei.» Und Pater Delp fordert dann gebieterisch, und das lange vor dem Konzil, die entschlossene *Rückkehr der Kirche in die Diakonie,* weil nur so diese Kirche ihre Glaubwürdigkeit in der heutigen Weltstunde bewahren oder zurückge-

winnen könne. Die glaubwürdige Kirche ist dienende Kirche, und dieser Dienst gilt dem Menschen, und zwar dem ganzen Menschen, nicht nur dem, was man etwa sich unter Geist oder Seele vorstellen kann.

«Die Problematik ist», so schreibt Pater Delp einmal, *«dreimal der Mensch:* wie man ihn unterbringt und ernährt; wie man ihn beschäftigt, so dass er sich selbst ernähre (hier ist der wirtschaftliche und soziale Bereich angesprochen); und wie man ihn zu sich selbst bringe (hier ist die religiöse und geistige Erweckung des Menschen gemeint und auf die Sinnkrise des modernen Lebens angespielt).» Es geht hier um den engen Zusammenhang von wirtschaftlich-sozialer Hilfe und geistig-religiöser Erweckung. Pater Delp meint dann kritisch, und das in den Jahren 1944/45:

«Wenn diese drei Aufgaben ohne oder gegen uns gelöst werden, dann ist dieser Raum für die Kirche verloren, auch wenn in allen Kirchen die Altäre umgedreht werden... die Übernatur setzt ein Minimum von natürlicher Lebensfähigkeit und Lebensmöglichkeit voraus, ohne die es nicht geht.» – «Wir sind trotz aller Richtigkeit und Rechtgläubigkeit an einem toten Punkt. Die christliche Idee ist keine der führenden Ideen dieses Jahrhunderts... Man muss, glaube ich, den Satz sehr ernst nehmen: was gegenwärtig die Kirche beunruhigt und bedrängt *ist der Mensch.*»[1]

Ich könnte weiter zitieren, aus den Konzilstexten und aus den Synodentexten und schliesslich immer auch aus der Bibel. Es möge ein *Synodenzitat* aus dem wichtigen Dokument «Soziale Aufgaben der Kirche» für viele stehen:

«Kirche ist wesentlich Gemeinschaft. Als solche ist sie von Christus gegründet und von der Urkirche verstanden und gelebt worden. Mit dem Begriff ‹Volk Gottes› hat das Zweite Vatikanische Konzil den Gemeinschaftscharakter der Kirche besonders klar hervorgehoben und zugleich eindrücklich auf die Verantwortung dieses Volkes für die Verwirklichung der Heilsbotschaft Christi in der Welt hingewiesen. Das Wesensmerkmal dieser Gemeinschaft war von Anfang an die *brüderliche Liebe.* ‹Daran werden alle erkennen, dass ihr meine Jünger seid, wenn ihr Liebe zueinander habt› (Joh 13,35). Die Liebe dieser von Christus gegründeten Gemeinschaft darf sich nie mit schönen Verlautbarungen und wohlwollenden Gesten begnügen. Gefordert ist eine Liebe ‹in Tat und Wahrheit› (1 Joh 3,18).

Darin liegt auch der Zeugnischarakter der Kirche als Gemeinschaft, die Gegenwart des erlösenden und befreienden Herrn in der Welt durch Werke der Gerechtigkeit und Liebe sichtbar werden zu lassen. Wenn sich die christliche Gemeinde – sei es die Gesamtkirche, die Bistums- oder die Pfarreigemeinschaft – dieser Aufgabe entzieht, hört sie auf, Gemeinde Christi zu sein» (2.2.1).

«Glaubhaft ist nur Liebe!»

So lautet der Titel eines der schönsten Bücher, die Hans Urs von Balthasar geschrieben hat, und die Synode meint dazu: «Jesus belegt dieses Grundgesetz bildhaft mit seinen Gleichnissen, so mit jenem vom barmherzigen Samariter, vom reichen Prasser und vom armen Lazarus. Er lebt dieses Grundgesetz mit seinem eigenen Beispiel, mit seiner besonderen Zuwendung zu den Armen, Kranken, Elenden, Verachteten, Ausgestossenen, Diskriminierten. Er identifiziert sich mit diesen: Ich war hungrig, und ihr habt mich gespeist... Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan (Mt 25, 35.40)» (2.1.1).

Jedermann weiss, dass Jesus auf die Frage: «Wer ist mein Nächster?» keine Ausführungen über Mensch und Mitmensch an sich machte, sondern einen Hinweis auf Taten, also eine nicht theoretische, sondern eine durchaus praktische Antwort gegeben hat. Ein Gradmesser für die Christlichkeit der Kirche werden aber nicht die schriftlichen Ausführungen der Synode sein, sondern deren Bewährung durch die Tat.

Das ist und bleibt eine grosse Aufgabe und die grösste Sorge in der nachsynodalen Zeit, in der wir doch hoffentlich noch bewusst drinstehen: Dass nicht nur vom Dienen und vom vermehrten sozialen Engagement der Kirche geredet wird, sondern dass diesen Worten *Taten* folgen. Grosse Worte sind immer gefährlich, denn sie entarten leicht zu blosser Ideologie. Der Theologe *Karl Lehmann* gibt dazu folgende recht konkrete Hinweise:

«Was tun?

Es gibt wohl keinen besseren Weg zur Erneuerung unserer Gemeinden und zur Vertiefung christlicher Bruderliebe, als dass die zwei leider so oft geschiedenen Schwestern *Caritas und Pastoral* einander neu begegnen. Es genügt nicht, nur die Bruderliebe als eine unentbehrliche und unübertragbare Grundfunktion der Gemeinde zu beschreiben, sondern es geht um eine radikale gegenseitige Durchdringung von Pastoral und Diakonie der Gemeinde. Es muss dabei mit fundamentaler Evidenz klar werden, dass die Caritas nicht, wie oft angenommen, im Vorfeld der Seelsorge liegt, sondern gleich ursprünglich mit Glaube und Sakrament lebendiges Christsein konstituiert. Es lässt sich sogar mit Blick auf unsere gegenwärtige Situation noch mehr sagen: Die heutigen theologischen und praktischen Versuche einer Erneuerung des Gemeindebewusstseins und einer lebendigen Gestaltung von Gemeinde werden auf längere Sicht nur fruchtbar sein können, wenn sie viel stärker als bisher die Dimensionen von Bruderschaft und Bruderliebe in der konkreten Gemeinde vertiefen.»[2]

So wird es immer deutlicher, dass Kirche des Wortes und Kirche der Eucharistie nur von der Diakonie her glaubwürdig vor der Welt und vor den Menschen stehen und bestehen kann. Ohne Diakonie ist alle Predigt und alle Verkündigung eitel, grosse Worte, denen keine Taten folgen, «klingendes Erz und scheppernde Schelle» (1 Kor 13). Ohne Diakonie entartet Liturgie zu einem toten Ritus, einem hohlen Zeremoniell, und die Drohworte Jesu gegen die Heuchler müssten uns in den Ohren gellen. Wer die körperlich und geistig Armen vor der Kirche draussen stehen lässt, muss sich darüber klar sein, dass er Jesus draussen stehen lässt, der sich fatalerweise in den Gerichtsreden bei Mattäus gerade mit diesen Armen identifiziert hat. So wäre es denkbar, dass eine Gemeinde Gottesdienst feiert ohne Gott, die Abendmahlsworte spricht und sich gleichzeitig um die Gegenwart Christi betrügt. Die Kirche ist jene Gemeinschaft, die sich aufbaut durch die Bruderliebe.

Das grosse Gebot von der Gottes- und Nächstenliebe (Mt 22,34–40) ist das Gebot von der Diakonie. Diakonie als Caritas, Dienst als Nächstenliebe und das in der Nachfolge Christi, das ist und bleibt das unterscheidend Christliche, und so werden Diakonie und Erlösung im Markusevangelium in einem Zug genannt: «Denn auch der Menschensohn ist nicht gekommen sich bedienen zu lassen, sondern um zu dienen und sein Leben als Lösepreis für viele hinzugeben» (Mk 10,45).

Und so meint *Erlösung* letztlich die Befreiung des ganzen Menschen, sein irdisches *Wohl* genau so wie sein ewiges *Heil.* Der Glaube an die Liebe Gottes zu uns Menschen, die Hoffnung auf die Verheissung von der Befreiung des Menschen, der Einsatz Jesu für die Unterdrückten und Entrechteten, sein positives Gebot der

[1] Zit. nach einem Artikel von Roman Bleistein SJ in den Stimmen der Zeit 195 (1977) 721-722 (Rückkehr in die Diakonie).

[2] Zit. bei Beda Marthy, Soziale Aufgaben der Kirche im Inland, Zürich–Einsiedeln 1976, 50 (Aus der Reihe «Die Synode zum Thema...»).

Nächstenliebe, das alles fordert unseren Einsatz für den Menschen in Not, wenn unser Glaube glaubwürdig sein und bleiben soll. «Niemand hat Gott je gesehen; doch wenn wir einander lieben, bleibt Gott in uns, und seine Liebe ist in uns vollkommen» (1 Joh 4,12).

Der Priester und der Levit, die im Gleichnis vom barmherzigen Samariter vorübergingen ohne zu helfen, wussten nichts von Gottes Wesen und Willen, obwohl sie Fachleute Gottes waren und das Wort und die Liturgie verwalteten. Der Studierte und der Ordinierte haben im Entscheidenden versagt und das Wesentliche, die Begegnung mit Gott im leidenden Mitmenschen verpasst. Ob der Samariter gottgläubig und fromm war, wird im Gleichnis nicht verraten, er *weiss nur soviel als er tut.* Denn nur wer tut, der versteht, nur wer nach dem Willen Gottes handelt, der ist in Wahrheit Gottes Kind, Gottes Sohn und Tochter.

2. Von der Solidarität der christlichen Gemeinden im besonderen

Von *drei Dingen* soll hier die Rede sein: Von der Entdeckung der Ortsgemeinde und der damit gegebenen Aufwertung der Pfarrei unter dem Motto: «*Macht die Gemeinde stark!*» Von den Gefahren eines überzogenen Pfarreiprinzips unter dem Motto: «*Wehrt einem Egoismus der Gemeinden!*» Vom Ruf in die Solidarität unter den Pfarreien oder von der überpfarreilichen Zusammenarbeit unter dem Motto: «*Wenn ein Glied leidet, dann leiden alle Glieder mit!*» (1 Kor 12,26).

a) Von der Entdeckung der Ortsgemeinde und der damit gegebenen Aufwertung der Pfarrei

Der schon einmal erwähnte Theologe Karl Lehmann beginnt eine Arbeit mit dem Titel «Chancen und Grenzen der neuen Gemeindetheologie» mit den Worten:

«Eine wichtige Frucht der pastoralen Erneuerung seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil ist die Vertiefung des Gemeindegedankens. Obgleich das Konzil nur an wenigen Stellen von der Einzelgemeinde spricht, hat sich das ortskirchliche Prinzip, das zunächst auf das Bistum bezogen ist, sehr stark und rasch in einer intensiven Theologie und Praxis der Gemeinde konkretisiert.» Dieser Vorgang, von dem hier Karl Lehmann spricht, lässt sich schon rein sprachlich in einem seltsamen Vorgang, in einem *neuen Sprachgebrauch* belegen. In einem relativ kurzen Zeitraum, es mögen rund zehn Jahre her sein, hat sich ein Begriff in der katholischen Theologie eingebürgert, den man doch lange Zeit vor allem als Ausdruck eines typischen protestantischen Kirchenverständnisses empfand, ein Begriff zudem, der auch im politischen Bereich eine grosse Rolle spielt, und dieser Begriff wurde in einem unerhörten Mass mystifiziert und idealisiert, es ist der Begriff «*Gemeinde*».

Der Begriff und das Thema «Gemeinde» steht heute im Mittelpunkt der nachkonziliaren Erneuerung und Diskussion, findet sich auch in offiziellen Dokumenten, beherrscht auch die Synodendokumente der Schweiz und der Bundesrepublik und soll an der letzten Bischofssynode in Rom der am meisten gebrauchte Ausdruck gewesen sein. Der Begriff «*Pfarrei*» wird aus eigentlich unerklärlichen, etymologisch völlig ungerechtfertigten Gründen abgewertet und ziemlich willkürlich zu einem mehr rechtlichen, juristischen Begriff gestempelt (Pfarrei = paroikia, paroikos = unterwegs sein, Fremdling, Pilger sein).

«Wir wissen kaum mehr», schreibt Lehmann, «wie fremd uns noch vor wenigen Jahren der Begriff ‹Gemeinde› auf katholischer Seite war. Keines der grossen theologischen Standardlexika der Gegenwart benutzt das Wort zur Beschreibung des theologischen Verständnisses der kirchlichen Gemeinschaftsstruktur. Man muss das Gesuchte unter ‹Kirche› und vor allem unter dem Stichwort ‹Pfarrei› suchen. Zu tief steckte wohl Luthers Abneigung gegen das Wort ‹Kirche› und seine Vorliebe für ‹Gemeinde› immer noch im historischen Bewusstsein der getrennten Christen. Nun scheint die heimliche konfessionelle Sprachregelung in wenigen Jahren aufgehoben worden zu sein. Könnte man im Pathos der früheren Zwanzigerjahre reden, so müsste man Guardinis bekanntes Wort dahingehend wandeln, dass man heute vom ‹Erwachen der Gemeinde (statt Kirche) in den Seelen› spricht.»[3]

Was steckt hinter diesem sprachlichen Vorgang?

In den Zwanziger- und Dreissigerjahren entdeckte man die theologische Wirklichkeit der Pfarrei neu: Pfarrei als Selbstverwirklichung der Kirche, als Kirche am Ort, und diese Neuentdeckung führte dann dazu, der nunmehr stark rechtlich, institutionell gesehenen Pfarrei die mehr thoelogisch, ereignishaft gesehene Gemeinde gegenüberzustellen. Von der Pfarrei zur Gemeinde heisst nun das Programm.

Sachlich geht es dabei um eine *Aufwertung der Ortsgemeinde,* indem vor allem auch der Einzelgemeinde, und das heisst konkret, der Pfarrei das ganze und volle und ungebrochene Kirchesein zugesprochen wird. Kirche ist nicht nur die Gesamtkirche, die grosse, umfassende Weltkirche, Kirche ist auch und immer zuerst die Kirche am Ort, die Einzelgemeinde. Die Pfarrei ist also nicht einfach nur eine im nachhinein, aus praktischen Gründen abgetrennte Teilkirche im Sinn eines Teils zum Ganzen, sie ist nicht einfach nur eine Agentur der grossen Weltkirche.

Ganz im Gegenteil: Kirche wird als konkrete Gemeinschaft, als die Versammlung der Glaubenden zuerst und primär in der Pfarrei sichtbar und erfahrbar. Denn, so schreibt Karl Rahner einmal: «Die Eucharistiefeier in der Pfarrei ist das intensivste Ereignis von Kirche überhaupt.» Kirche ist zuerst und vor allem Versammlung, Wort- und Tischgemeinschaft und als eucharistische Tischgemeinschaft verwirklicht sich das ganze und volle Kirchesein in jeder einzelnen Gemeinde. Das freilich nur so, dass diese einzelne Gemeinde ihrerseits mit allen anderen Gemeinden in Kommunionverbindung steht, eine Verbindung, die ihrerseits ohne die grosse, umfassende Einheit der gesamten Kirche unmöglich ist. Es gibt wohl einen Primat, aber keine Autonomie der Einzelgemeinde, es gibt nur die in der Einheit von Sammlung und Sendung, von Amt und Charisma verbundene *Communio Ecclesiarum,* die Gemeinschaft aller Kirche, die miteinander in Interkommunion, in eucharistischer Gemeinschaft stehen.

Josef Ratzinger schreibt einmal: «Kirche realisiert sich zunächst und zuerst jeweils in den einzelnen Ortskirchen, die nicht bloss abgetrennte Teilstücke eines grösseren Verwaltungskörpers sind, sondern von denen jede das Ganze der Wirklichkeit ‹Kirche› enthält. Die Ortskirchen sind nicht Verwaltungsstellen eines grossen Apparates, sondern die lebendigen Zellen, in deren jeder das ganze Lebensgeheimnis des einen Leibes der Kirche anwesend ist, so dass jede mit Recht schlicht ‹Ecclesia› heissen darf. So wird auch das Wort ‹Ecclesia› bei Paulus immer wieder ohne Zögern auf die Kirche am Ort angewandt: Die Kirche von Rom, die Kirche von Jerusalem, die Kirche von Korinth usw.»[4]

Und Walter Kaspar meint: «In der Einzelkirche ist zwar die Kirche anwesend,

[3] Karl Lehmann, Chancen und Grenzen der neuen Gemeindetheologie, in: IKZ 11 (1977) 111–127, ders., Was ist eine christliche Gemeinde? Theologische Grundstrukturen, in: IKZ 6 (1972) 481–497.

[4] Josef Ratzinger, Die pastoralen Implikationen der Lehre von der Kollegialität der Bischöfe, in: Das neue Volk. Entwürfe zur Ekklesiologie, Düsseldorf 1969, 205.

aber die Einzelkirche ist nicht einfach die Kirche. Wenn vielmehr in jeder Einzelkirche die Kirche anwesend ist, dann ist jede Einzelkirche dadurch Kirche, dass sie zugleich mit allen anderen Kirchen in Gemeinschaft steht.. Die Gesamtkirche entsteht also ihrerseits auch nicht einfach durch den nachträglichen Zusammenschluss der Einzelkirchen; sie ist kein blosser Dachverband. Einzelkirche und Gesamtkirche sind gleich ursprünglich. Die Gesamtkirche realisiert sich in Einzelkirchen, und die Einzelkirchen sind nur dadurch Kirchen, dass sie miteinander communio, d. h. Gemeinschaft haben.»[5]

Lebendige Pfarreien

Die Kirche muss so in den Pfarreien erwachen und dort lebendig sein. Die Pfarreien aber müssen sich der Gesamtkirche verbunden wissen, um nicht in Sektiererei und Egoismus zu entarten. «Die Zukunft der Kirche wird leben in lebendigen Gemeinden!» sagt Kardinal König einmal. Diese lebendigen Gemeinden aber sind immer wieder auch auf die Gesamtkirche verwiesen und haben darum untereinander in Querverbindung zu stehen. Es darf keinen Egoismus der Gemeinden geben. Die Einheit der Kirche wird also eine Einheit in der Vielfalt und in der Vielheit und eine Vielheit in der Einheit! Wir wollen dieses Plädoyer für die Einzelgemeinde und für unsere Pfarreien schliessen mit einem herrlichen und für unsere erste Frage grundlegenden Text aus der Liturgiekonstitution des Konzils (Nr. 26):

«Diese Kirche Christi ist wahrhaft in allen rechtmässigen Ortsgemeinschaften der Gläubigen anwesend, die in der Verbundenheit mit ihren Hirten im Neuen Testament auch selbst Kirchen heissen. Sie sind nämlich je an ihrem Ort, im heiligen Geist und mit grosser Zuversicht das von Gott gerufene neue Volk. In ihnen werden durch die Verkündigung der Frohbotschaft Christi die Gläubigen versammelt, in ihnen wird das Mysterium des Herrenmahles begangen, auf dass durch Speise und Blut des Herrn die ganze Bruderschaft verbunden werde. In jedweder Altargemeinschaft erscheint unter dem heiligen Dienstamt des Bischofs das Symbol jener Liebe und jener Einheit des mystischen Leibes, ohne die es kein Heil geben kann. In diesen Gemeinden, auch wenn sie oft klein und arm sind oder in der Diaspora leben, ist Christus gegenwärtig, durch dessen Kraft die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche geeint wird.»

In diesem reichen und befrachteten Text wird das Grundkriterium für die Würde und die Einmaligkeit der Pfarrei klar ausgesprochen: Es ist die *Gegenwart des erhöhten Christus* in seiner Gemeinde! Es sind die Grundfunktionen der Kirche, die konkret in und durch die Ortsgemeinde sich vollziehen: Verkündigung der Frohbotschaft, die Feier des Mysteriums des Herrenmahles und die echte, tätige Bruderschaft.

Und so gilt uns der Ruf, den Jürgen Moltmann in einem wertvollen kleinen Buch mit dem Titel «Schritte zur Gemeinde» an das Ende seiner Ausführungen setzt:

«Macht die Gemeinde stark!

Der Einzelne, der allein zur Kirche kommt und einsam wieder nach Hause geht, ist ohnmächtig. Er leidet an inneren Zweifeln und bleibt ein Spielball der äusseren Mächte. Nur in der versammelten Gemeinde wird der Glaubende aktionsbereit und widerstandsfähig. Nicht der vereinsamte Christ und nicht die grosse, aufwendige Betreuungskirche fürs Volk, sondern die in der Freundschaft Christi versammelte Gemeinde, die jeder als seine Sache ansehen kann, ist die lebendige, weil gelebte und lebendigmachende Hoffnung in der heutigen Gesellschaft.»[6]

b) Von den Gefahren eines überzogenen Pfarreiprinzips

Theologisch Grundlegendes wurde bereits angetönt: So gross und erhaben wir das Bild der Einzelgemeinde heute zu Recht zeichnen, es gibt trotz allem keine *totale Autonomie der Pfarrei,* jede Pfarrei ist immer auch aus ihrem Wesen als Kirche Jesu Christi auf die Nachbarpfarreien bezogen, und alle Pfarreien zusammen bleiben ausgerichtet auf die Einheit der Gesamtkirche. Es geht um das theologische Prinzip der Communio, der Gemeinschaft der Kirchen, es geht um jene *Querverbindungen,* um jenes Miteinandersein und Miteinanderkommunizieren aller katholischen Gemeinden und nur in dieser Communio wird die Kircheneinheit und der gesamte Aufbau der Kirche sichtbar. Es geht um die Kirchentheologie des heiligen Paulus im ersten Korintherbrief: Ein Leib und viele Glieder in gegenseitiger Solidarität und Verantwortung (12,12 f f.).

So bleibt die Einzelgemeinde immer hineingebunden in ein ganzes Netz von Bruder- und Schwesterngemeinden und dieses ganze Netz von Kommunionen, das die Kirche bildet, hat in den Bischöfen und ihren Diözesen seine Fixpunkte, wobei der römische Bischof das letzte Prinzip einer auch amtlich fixierten Einheit zu verkörpern hat. So ist die Pfarrei auf die Nachbarpfarreien, alle Pfarreien zusammen sind auf die Diözese, die Bischofskirche, und diese zusammen auf Rom und das Papsttum bezogen.

Schon im NT bleibt es bedenkenswert, wie etwa ein heiliger Paulus von einer Gemeinde zur andern unterwegs ist, seine Briefe von einer Gemeinde zur anderen weitergereicht werden, um in der Gemeindeversammlung vorgelesen zu werden, wie eine Gemeinde der andern als Vorbild hingestellt wird und wie dann vor allem die grosse Kollekte, die Paulus für die arme Muttergemeinde in Jerusalem aufnimmt, diese einzelnen Gemeinden miteinander verbindet. Da fallen dann so herrliche Sätze wie: «In dieser Zeit soll euer Überfluss ihrem Mangel abhelfen, damit auch ihr Überfluss eurem Mangel abhilft. So soll ein Ausgleich entstehen.» Und: «Denn euer Dienst und eure Opfergaben füllen nicht nur die leeren Hände der Heiligen, sondern werden weiterwirken als vielfältiger Dank an Gott» (2 Kor 8,14. 9,12). Dass auch die Gastfreundschaft damals von den Gemeinden für all die verschiedenen Wandermissionare grosszügig geübt worden ist, war für den antiken Menschen und Christen eine absolute Selbstverständlichkeit.

Dass es kein totales Pfarreiprinzip geben kann, resultiert noch aus einer anderen Überlegung: Die Pfarrei beruht auf dem *Territorialprinzip,* auf dem Prinzip des Wohnortes. Man gehört zu einer Pfarrei aufgrund des Domizils. Nun aber gibt es noch andere, nichtterritoriale Formen von Gemeindebildung, die in unserer Zeit an Bedeutung gewinnen. Wir sprechen von funktionalen Pfarreien oder Gemeinden und von Personalpfarreien. Man denke nur an die Bedeutung der Spezialseelsorge, der Spezialpfarrämter und der Fremdarbeiterseelsorge. Eine Seelsorge, die sich engherzig und stur nur auf das territoriale Pfarreiprinzip beschränkt und nicht bereit ist, sich auch im Hinblick auf die materiellen Nöte und Bedürfnisse auf andere, weitere und notwendige Gemeindeformen und Seelsorgsaufgaben hin zu öffnen, eine solche Seelsorge wird den heutigen gesellschaftlichen Verhältnissen und Nöten sicher nicht gerecht.

Wir leben in einer mobilen Gesellschaft. Sich auf die relativ stabile Territorialgemeinde zu fixieren, das muss zu Verzerrungen und Misslichkeiten, ja zu Ungerechtigkeiten und Härten führen. Es müsste für einen Spezialseelsorger hart und demütigend sein, wie ein Bettler von der Grosszügigkeit und von der Mildtätigkeit der Kirchgemeinden abhängig sein zu müssen, obwohl er unter Umständen eine

[5] Walter Kasper, Kirche und Gemeinde, in: Glaube und Geschichte, Mainz 1970, 275–284.

[6] Jürgen Moltmann, Neuer Lebensstil. Schritte zur Gemeinde, München 1977, 153.

Arbeit tut, die um vieles mühsamer und undankbarer, weniger erfolgversprechend ist und oft in grosser Isolation geleistet werden muss und den echten Bedürfnissen der heutigen Gesellschaft oft mehr entspricht als gewisse traditionale Aktivitäten in den etablierten Pfarreien. Es wäre doch wohl tief unchristlich, wenn eine Pfarrei aus ihrer durch die jetzigen rechtlichen Verhältnisse herauswachsenden materiell bevorzugten Stellung, diese privilegierte Stellung zu einer Machtposition ausbauen würde und dabei die Leute auf den oft exponierten Aussenposten zu kurz kämen.

Vergessen wir nie: Kirche ist nicht nur Gemeinde im Sinn unserer Pfarreien. Eine Kirche, die sich auf das Gemeindesein im besprochenen Sinn beschränken würde, würde der missionarischen Kraft des Evangeliums nicht gerecht werden, weil sie nicht in allen Bereichen des Menschseins wirksam wird.

Verlust an Öffentlichkeit

Eine *weitere Gefahr* ist zu signalisieren: Es ist der *Verlust an Öffentlichkeit,* der uns droht, wenn wir uns immer mehr und ausschliesslicher auf unsere sogenannten Kerngemeinden zurückziehen. Hier lauert nun einmal, das ist eine soziologische Gesetzmässigkeit, der man sich nicht leicht entzieht, die Gefahr der Gettobildung, die Gefahr, dass man sich zusehr nur mit gemeindlichen Binnenproblemen beschäftigt und die Welt und die Gesellschaft ihrem Schicksal überlässt. Nur wer über die Pfarreigrenzen hinausschaut und für offene Gemeinden sich einsetzt, entgeht der Gefahr, dass die Kirche immer mehr an Bedeutung für die Gesellschaft verliert und ihre Verantwortung für das gesellschaftliche Umfeld preisgibt. Die nachkonziliare Zeit ist nicht gerade durch eine grosse Wachheit für die gesellschaftlichen Probleme unserer Zeit gekennzeichnet, schon eher durch eine ungute kirchliche Nabelschau und durch kleinliche innerkirchliche Querelen.

Denken wir hier an den Bildungs- und Schulsektor. Wie hat man doch in der Frage des Religionsunterrichtes weithin vor den zugegebenermassen enormen Schwierigkeiten kapituliert. Wo sind wir in den Bereichen der Arbeit und der sozialen Frage geblieben? Wir müssten vielleicht doch etwas vorsichtiger sein, wenn wir über das Verbandswesen der Dreissiger- und Vierzigerjahre lächeln. Aus den damaligen gesellschaftlichen Voraussetzungen heraus ging es dabei auf jeden Fall um einen gesellschaftlichen Impetus, um ein Wirksam- und Tätigwerden in die Öffentlichkeit hinein, wie man heute das auf weite Strecken hin umsonst sucht. Die Synode hat sich um diese Probleme in guter Weise und auch umfassend gekümmert. Doch ob diese guten Papiere über die Verantwortung des Christen in Arbeit und Wirtschaft, über die sozialen Aufgaben der Kirche, über die Beziehung zwischen Kirche und politischen Gemeinschaften, über Bildung und Freizeit auch in die Tat umgesetzt werden? Daran hängt doch schlussendlich alles!

Dass hier auch die Offenheit der Pfarrgemeinden für die Anliegen der Dritten Welt und für die Sorgen der Gesamtkirche zu nennen sind, ist klar. Das Fastenopfer ist hier ein hoffnungsvolles Zeichen. Es dürfte dabei nicht bleiben. Vor allem müsste es uns sehr zu denken geben, ja wir müssten es als ein Ärgernis empfinden, dass sich das Nord-Südgefälle zwischen reichen und armen Völkern in der katholischen Kirche schlicht wiederfindet. Wir reproduzieren in unserer Weltkirche die sozialen Verhältnisse der Welt und wissen doch genau, dass diese Verhältnisse zutiefst ungerecht und darum unchristlich sind. Darf es in diesem Ausmass und in dieser Krassheit reiche und arme Kirchen geben, wie das etwa im Vergleich von den Kirchen in unseren Breitengraden und denjenigen in Lateinamerika und in den anderen südlichen Ländern der Fall ist? Darf es in unserer Kirche zwei Sorten von Christen geben: Unglückliche und Verelendete und Zuschauer des Unglücks, viele Leidende und viele Abgewandte, ja Apathische und das in der einen Kirche Jesu Christi?[7]

Es gibt eine Selbstgenügsamkeit von Gemeinden, die man mindestens dem Geiste nach als unkatholisch bezeichnen muss. Und wenn gesetzliche Bestimmungen einen grosszügigeren Ausgleich verhindern, müssten wir als Christen darauf sinnen, diese Bestimmungen auf legalem Weg zu verändern. Doch wir brauchen nicht nur weltweit zu denken, obwohl wir uns davon heute sicher nicht mehr dispensieren können. Auch in unserer Schweizer Kirche gibt es Ungleichheiten, die stossend sind. Es gilt dafür zu sorgen, dass solche Ungleichheiten, die sich leicht zu Ungerechtigkeiten verfestigen, nicht bestehen zwischen pfarreilichen und überpfarreilichen Aufgaben und Verantortungen.

Darum gilt: *Es darf keinen Egoismus der Gemeinden geben,* die sich um sich selber kümmern, alle anderen aber einfach Gott und dem Bischof oder dem Heiligen Stuhl überlassen. Es gibt nur eine gemeinsame Verantwortlichkeit aller füreinander. Katholischsein heisst dann, in Querverbindungen stehen. Es bedeutet, einander in Nöten zu helfen; es bedeutet, von dem Guten des andern zu lernen und das eigene Gute freigebig auszuteilen. Wir müssen grossräumiger denken und über die eigene Pfarrkirche, den eigenen Kirchturm und das eigene Gemeindezentrum hinausschauen. Es gilt den pastoralen Aktionsradius auszuweiten und auch Aufgaben und Probleme in den Blick zu nehmen, die nun eben nicht mehr durch die Territorialpfarrei allein zu leisten sind. Eine Seelsorge ohne überpfarreiliche Strukturen und Institutionen kann ihrer Verantwortung heute sicher nicht mehr voll genügen. Die diesbezüglichen Opfer sind zu bringen und müssen den Kirchgemeinden zugemutet werden, nur so wird die Kirche wirklich Kirche für alle sein und bleiben können!

c) Ruf in die Solidarität

Damit ist das *dritte* und letzte eigentlich schon vorweggenommen: Der Ruf in die Solidarität, nach dem Motto aus dem ersten Korintherbrief: «Wenn ein Glied leidet, dann leiden alle anderen Glieder mit!» Das beste und eindrücklichste Bild für die christliche Solidarität ist das Bild vom geheimnisvollen Leib Christi, wie es uns Paulus in seinen Briefen an manchen Stellen entfaltet hat: Ein Leib und viele Glieder, wichtigere und weniger wichtige, noblere und weniger noble. Doch keines kann zum andern sagen: Ich brauche dich nicht. Und es kann sehr wohl sein, dass die einfacheren, die verborgeneren, die weniger spektakulären Dienste in der Kirche die wichtigeren sind. Da gibt es im Grund kein Oben und Unten, kein Wichtig und Unwichtig, da gibt es nur das gegenseitige sich Stützen und das wechselseitige Aufeinanderangewiesensein! Und das alles müsste getragen sein von einer Spiritualität der Brüderlichkeit und der Kollegialität.

Zum Schluss seien einige ganz *konkrete Leitlinien* für eine Seelsorge skizziert, die sich aus den vorangegangenen Überlegungen ergeben könnten. Sie finden sich in etwa beim schon öfters erwähnten Theologen Karl Lehmann, der zu den führenden Dogmatikern des deutschen Sprachraumes gehören dürfte. Lehmann meint (ich fasse in aller Kürze zusammen und adaptiere an unsere Verhältnisse):[8]

[7] Dieser Gedanke findet sich im Papier der Bundesdeutschen Synode über die Hoffnung und dann bei J. B. Metz, Kirche und Volk, in: Glaube in Geschichte und Gesellschaft, Mainz 1977, 120–135. Das herrliche Bekenntnis «Unsere Hoffnung», das weitgehend ebenfalls auf J. B. Metz zurückgeht, findet sich in der offiziellen Gesamtausgabe der Synodendokumente der BRD, Freiburg 1976. 84 ff.

[8] Karl Lehmann aaO. 123 (Einige Leitlinien für die pastorale Planung).

1. Die Kirche muss sich für die Zukunft fragen, in welchem Mass sie weiterhin *am Prinzip relativ kleiner Gemeinden mit umfassender Aufgabenstellung festhalten will.* Bei der Verflechtung der Lebensräume und der Ausweitung der sich überschneidenden Lebensbereiche wird man in vielen Fällen eine breitere, lebensfähigere und entwicklungsfähigere Basis suchen müssen. Es müssten wohl immer mehr differenzierte Dienste geschaffen werden, um bestimmte Aufgaben sachgerecht bewältigen zu können.

2. Dabei steht die Kirche vor der Frage, wie weit sie ihre *Strukturen den staatlichen und kommunalen Raumordnungen angleichen soll.* Es empfiehlt sich in diesen Fragen sicher, eine vernünftige Anpassung vorzunehmen und sich nicht grundsätzlich immer gegenläufig zu organisieren. Kirche und politische Gemeinde müssen sich hier ergänzen, und eine gute Zusammenarbeit ist doch in den meisten Fällen unumgänglich. Dabei darf das *unterscheidend Christliche und Kirchliche* freilich nicht geopfert werden. Und dieses Unterscheidende dürfte in den bisherigen Ausführungen doch deutlich geworden sein. Vor allem sollte die Kirche darauf bedacht sein, mit einem Minimum an Bürokratie auszukommen und sich hier im Bezug auf den Apparat von den staatlichen Instanzen zu unterscheiden. Die Planung darf nicht überborden, die menschliche Beziehung soll unbedingt den Primat behalten. Humanisierung von sozialer Hilfe muss oberstes Gebot sein und bleiben. Die sicher notwendigen Strukturen dürfen den Menschen nicht erdrücken. Die Verwaltung ist auf ein Minimum zu beschränken!

Damit wird freilich die Frage erstrangig: Ob es uns gelingt, Personen zu finden, die solchen Aufgaben geistig und geistlich gewachsen sind und etwas von einem Charisma in ihrer Tätigkeit spürbar werden lassen. Der Heilige Geist darf nicht draussen bleiben, wenn es darum geht, kirchliche Dienste aufzubauen. Sein Walten und seine Unberechenbarkeit (denn er weht bekanntlich wo er will!) sind miteinzubeziehen in alle kirchliche und seelsorgliche Planung. Darum sind auch hier zwar anständige Löhne, aber keine Spitzengehälter auszurichten.

3. In der *Zuordnung von pfarreilichen und überpfarreilichen Diensten* ist damit zu rechnen, dass es immer noch viele Menschen gibt, die über die Pfarrei mit solchen überpfarreilichen Stellen in Verbindung treten. Oder um es mit Prof. Lehmann professoral auszudrücken: Die Stabilität kirchlicher Beziehungen läuft im wesentlichen über die Beziehungen der Kirchenmitglieder zu ihrem Pfarrer. Der Pfarrer ist immer noch für viele Menschen *die* kirchliche Bezugsperson schlechthin. Doch daneben haben solche überpfarreilichen Dienststellen gerade auch dort ihre Bedeutung, wo die Bindung an eine Pfarrei schon lange nicht mehr besteht, ja auch die Bindung an die Kirche schlechthin in Frage gestellt wird. Soziale Dienststellen sollen vor allem auch missionarisch wirken und den sogenannten Auswahlchristen zur Verfügung stehen. Dass dabei das Informationsproblem grosse Bedeutung hat, sei nur am Rande vermerkt. Auf eine gewisse Art von Werbung kann wohl nicht grundsätzlich verzichtet werden.

4. Auch heute geht es in der Seelsorge um *Beratung und Hilfe* für die Daseinsführung des Menschen. Ein Lebenssinn soll vermittelt werden, Daseinserhellung und Sinnfindung müssen geschehen und immer wieder werden es auch Krisensituationen sein, vor allem auch akute Krisen, wie Trauer, Krankheit, Familien- und Ehekonflikte, schuldhaftes Versagen und eingeschränkte Lebensmöglichkeiten (Einsamkeit, Alter, Gebrechlichkeit), in denen die Hilfe der Kirche und der kirchlichen Stellen aufgesucht wird. Umfragen zeigen unmissverständlich, wie sehr hier die Kirche immer noch gefragt ist und bestimmte Erwartungen an sie herangetragen werden. Dass solche Erwartungen heute in vielen Fällen nur von dazu speziell ausgebildeten Fachkräften erfüllt werden können, dürfte einleuchten. Doch hier geschieht Seelsorge im eigentlichsten Sinn! Gerade hier aber darf nicht, um es noch einmal zu betonen, eine fragwürdige Organisationsdichte und ein überzogener bürokratischer Apparat sich zwischen die Kirche und ihre Gläubigen schieben. Solche pastorale Hilfe ist auf persönliche Nähe angewiesen, was freilich auch für die personelle Besetzung solcher Stellen Konsequenzen haben dürfte. Der Mensch, der für den andern Zeit hat, ist hier durch nichts zu ersetzen.

Josef Bommer

Pastoral

Erwachsenenkatechese in Europa

Vom 1. bis 3. April 1978 fand in der Villa Manrese bei Clamart (Paris) das erste europäische Treffen für Erwachsenenkatechese statt, an dem neun europäische Länder und Kanada als Gast teilnahmen. Bisher bestand eine europäische Zusammenarbeit für die Kinder- und Jugendlichenkatechese. Eine solche Zusammenarbeit wurde nun auch für die Erwachsenenkatechese angeregt, die nach dem allgemeinen katechetischen Direktorium von 1973 «die vorzügliche Form der Katechese ist, auf die alle anderen Formen, die sicher immer notwendig sind, gewissermassen hingeordnet sind» (Nr. 20). Gleich zu Beginn des Treffens tauchte die Frage der Beziehung der neuen Gruppe zur FEECA (Europäische Föderation für katholische Erwachsenenbildung) und deren Kommission «Glaube und Welt» auf. Die Frage wird weiterhin studiert.

Ziel dieses ersten Treffens, das von einer europäischen Gruppe vorbereitet wurde, war ein Erfahrungsaustausch und das Studium gemeinsamer Probleme. Die Schweiz war durch zwei von den katechetischen Kommissionen delegierten Personen vertreten: Frau Myriam Rudaz als Vertreterin der Westschweiz und Kurt Stulz als Vertreter der deutschen Schweiz.

Ein reichhaltiger Erfahrungsaustausch

Gleich zu Beginn war einer der interessantesten Momente des Treffens, als jeder Vertreter kurz die Situation seines Landes schilderte und von gelungenen Experimenten und Schwierigkeiten der Praxis berichtete. Dem Schreibenden fielen dabei einige Akzente in diesen Berichten auf, die auch uns in der Schweiz zum weiteren Nachdenken anregen könnten.

In vielen Ländern wird die Zielgruppe Eltern besonders stark betont. Das fängt mit der religiösen Kleinkindererziehung an, führt über die Erziehungsprobleme zu den Fragen der Sakramentenvorbereitung und zu einer den Religionsunterricht begleitenden Elternkatechese. Die Überzeugung scheint vielerorts durchgedrungen zu sein, dass die Kinder- und Jugendkatechese nur Aussicht auf Erfolg hat, wenn sie von einer systematischen katechetischen Elternarbeit begleitet wird. Ebenso wurde aus vielen Berichten herausgespürt, dass die zunehmend wahrgenommene Mitverantwortung vieler Laien in der Kirche die Mitarbeiterschulung und Kaderbildung besonders dringend macht. Auffallend war auch das Bemühen einiger Länder, vermehrt durch die Massenmedien an die Leute heranzukommen. Aus Kanada wurde von positiven Erfahrungen mit dem Fernsehen berichtet. Im Gespräch mit den Vertretern aus der Bundesrepublik

Deutschland konnte erfahren werden, dass das 3. Deutsche Programm eine dreizehnteilige Fernsehsendung zum Thema «Warum Christen glauben» ab Herbst 1979 ausstrahlen wird.

So wurde eine bunte Palette von Erfahrungen und Experimenten ausgebreitet, die deutlich machte, dass die theologische Erwachsenenbildung langsam mehr an Bedeutung gewinnt. Der Ton der Berichte war jedoch nicht immer nur optimistisch gestimmt. Es wurde gelegentlich darüber geklagt, dass es zwar schöne kirchenamtliche Stellungnahmen gibt, die von der erstrangigen Bedeutung der Erwachsenenkatechese sprechen, dass aber die schönen Deklarationen in der Praxis kaum eingelöst werden. Man wurde den Eindruck nicht los, dass die Erwachsenenkatechese trotz schöner kirchlicher Dokumente neben der Kinder- und Jugendkatechese doch noch ein ziemlich karges Dasein fristet.

Viele Probleme

Im weiteren Verlauf des Treffens wurde das gemeinsame Suchen in einem Problemkatalog ausgedrückt, der aufgeteilt in drei Sprachgruppen (Deutsch, Französisch, Italienisch) erarbeitet wurde. Auf dem Problemkatalog, der von der deutschsprachigen Gruppe erarbeitet wurde, stand beispielsweise zu lesen: Wie können wir die Bedürfnisse, Schwierigkeiten und Erwartungen der potentiellen Teilnehmer erkennen und darauf eingehen (Fragen der Situations- und Mentalitätsanalyse bei Erwachsenen)? Welche Katechese ist nötig für einfache Menschen, die ihre Glaubens- und Lebenserfahrung nicht recht verbalisieren können?

Die französischsprachige Gruppe formulierte Fragen wie: Welches Bild vom Erwachsenen haben wir in der Erwachsenenkatechese? Welche Zielgruppen sollen wir vor allem angehen? Welches Kirchenbild haben wir in der Erwachsenenkatechese?

Der schwierige Weg zu einem Schlussdokument

Die Versammlung formulierte nach vorausgehenden Diskussionen in den Sprachgruppen ein gemeinsames Schlussdokument, das aber nicht bis in alle Details ausdiskutiert wurde. Während den Debatten wurde auch mehr als einmal deutlich, dass die verschiedenen Erfahrungen und unterschiedlich gelagerten Diskussionen in den einzelnen Ländern nur schwer unter einen Hut zu bringen sind. Die Schwierigkeit lag oft schon in der Sprache. So wird der Begriff Katechese in den französischsprechenden Gebieten viel weiter gefasst als etwa im deutschen Sprachraum.

Das Schlussdokument definierte die Erwachsenenkatechese wie folgt: «Ziel der Erwachsenenkatechese ist die Begleitung der Menschen auf dem Weg zur Verwirklichung ihres vollen Menschseins mit Hilfe des Glaubens. Die Erwachsenenkatechese als organisierter Lernprozess geht aus von den Erfahrungen der Bibel, der Kirche, der Gesellschaft und von den persönlichen Erfahrungen. Die Erwachsenenkatechese will zu einem mündigen Glauben führen...»

Eine abschliessende Prioritätenliste führt meist in Frageform einige neuralgische Punkte einer zeitgemässen Glaubensbildung auf. Es heisst hier beispielsweise:

— Erwachsenenkatechese geschieht in sehr unterschiedlichen Bedingungen und in einer ständig sich ändernden Gesellschaft.

— Die Kirche muss sich als Kontrastgesellschaft in kritischer Distanz zur Gesellschaft verstehen. Das ist auch das Kirchenbild der Erwachsenenkatechese.

— Wo stellen sich für den heutigen Menschen die Fragen nach der Identität seines Menschseins und seines Glaubens?

— Wie können die Bedürfnisse, Fragen und Probleme der Menschen erhoben werden? Welche Instrumente stehen dafür zur Verfügung?

— Erwachsenenkatechese hat nur Erfolg, wenn sie in einem langfristigen und organisierten Prozess geschieht. Sie muss daher den Schwerpunkt auf solche Konzepte legen, die dieser Tatsache Rechnung tragen.

— Die einzelnen Aktivitäten der Erwachsenenkatechese sind immer als Teil eines Gesamtkonzeptes zu verstehen usw.

Zum Abschluss der Tagung wurden immer mehr Stimmen laut, die dafür plädierten, den Begriff «Erwachsenenkatechese» durch einen neuen Namen zu ersetzen. Das Gemeinte würde wohl in deutscher Sprache besser mit dem Begriff «theologische Erwachsenenbildung» wiedergegeben. - Das nächste Treffen wurde auf den Juni 1979 angesetzt. Die Schweiz wurde als Treffpunkt vereinbart, und es wurde für das zweite Treffen eine Vorbereitungsgruppe gewählt.

Fragen und Anregungen

Treffen dieser Art erlauben es den Teilnehmern, im Vergleich kritische Distanz zur Arbeit im eigenen Land zu gewinnen. So möchte ich abschliessend in diesem Bericht einige Fragen formulieren, die sich mir nach diesem Treffen und dem Studium der schweizerischen Situation für unser Land aufdrängen:

1. Müssten wir der theologischen Erwachsenenbildung in der Schweiz nicht noch mehr Bedeutung beimessen? Welche Konsequenzen hätte das in struktureller, personeller und finanzieller Hinsicht?

2. Man wird den Eindruck nicht los, dass auf dem Gebiet der theologischen Erwachsenenbildung weitgehend ein Amateurismus das Praxisfeld kennzeichnet. Es fehlen uns in der Schweiz zukunftweisende Konzepte einer zeitgemässen Glaubensbildung für Erwachsene.

3. Wo werden bei uns die Grundfragen einer theologischen Erwachsenenbildung sachkompetent aufgearbeitet und weitergereicht? Wer bildet das Kader für eine künftige theologische Erwachsenenbildung aus? Wird diesem Anliegen in der Theologenausbildung genügend Rechnung getragen? Wo werden die Fragen der Didaktik und Methodik der theologischen Erwachsenenbildung aufgearbeitet?

4. Im Gegensatz zu einigen anderen Ländern haben wir in der deutschen Schweiz kein spezialisiertes Ausbildungs- und Forschungsinstitut für Fragen moderner Glaubensbildung mit Erwachsenen. Wäre es nicht an der Zeit, dem Katechetischen Institut Luzern einen Arbeitszweig für theologische Erwachsenenbildung anzugliedern?

5. Auf dem Gebiet der Katechese hat die Schweiz in den vergangenen Jahren vielerorts grosse Anstrengungen unternommen. Es bleibt zu hoffen, dass eines Tages ebenso viel Energien für die Glaubensbildung der Erwachsenen investiert werden, denn «eine Kirche, die die religiöse Erwachsenenbildung nicht ernst nimmt und nicht fördert als einen höchst dringenden Dienst an ihren Mitgliedern, macht sich eines Versäumnisses schuldig» (Marcel Smet)

Kurt Stulz

Weltkirche

Solidarität auch mit den vatikanischen Angestellten

Solidarität ist ein eminent christlicher Begriff. Dass sie, die Solidarität, nicht leerer Begriff bleibt, sondern gelebte Wirklichkeit wird, dafür sorgt eine zunehmende Zahl von Vorgängen in unserer Kirche, die mehr als Zeichen sind, weil sie nicht im Zeichenhaften stecken bleiben, sondern Opfer verlangen und etwas bewirken.

Die Solidarität mit den Menschen in Asien, Afrika und Lateinamerika hat in

der Kirche Tradition: die Terminologie, die Optik und (teilweise) auch die Begründung haben geändert; das nickende Negerlein hat dem Fastenopfersäcklein Platz gemacht; die Quelle des lebendigen Wassers, die Christus uns versprach, ist nicht mehr nur das Taufwasser, sondern ebensosehr der Brunnen in der Wüste. Trotz Rezession, trotz Aufdecken fehlgeleiteter Entwicklungshilfegelder, trotz grössenwahnsinniger Potentaten von Völkern, die am Verhungern sind: das Fastenopfer nimmt alljährlich zu, die Einnahmen von Missio steigen und wohl auch jene der Missionsgesellschaften. All das darf so interpretiert werden, dass unsere christliche Verantwortung für die Armen tief im Glauben verwurzelt und den Anfechtungen momentaner Erschwernisse entzogen ist.

Hilfe an die Dritte Welt hat es leicht und schwer. Leicht, weil es um wirklich Arme geht, die ich mit meinem Scherfchen vor dem Tode retten kann; leicht auch, weil die allermeisten von uns den Einsatz des Geldes nicht überprüfen können. Schwer, weil ihr so viele Vorurteile entgegenstehen. Noch schwerer aber hat es die inländische Solidarität, weil sie in überschaubaren Räumen geschieht, in denen sich jeder ein (kritisches) Urteil zutraut. Und trotzdem ereignet sich auch hier Solidarität, die verblüfft: ein Jahrhundert Inländische Mission, der Diaspora (und neuestens auch «Stammlande») so viel verdanken; ein Inlanddrittel des Fastenopfers, der sich allen Anfechtungen zum Trotz hält; die Mitfinanzierung der Kantonalkirchen, dank der Kirchensteuergelder für schweizerische Aufgaben eingesetzt werden; diözesane Finanzkommissionen, welche die Finanzbedürfnisse der Ordinariate und Bistümer abdecken, und ganz neu der freiwillige Besoldungsausgleich unter den Geistlichen: auf Anhieb 400 000 Franken, mit denen (relativ) besser besoldete Geistliche ihren minderbemittelten Mitbrüdern helfen. Wo sonst gibt es das?

Was hat das alles mit dem *Peterspfennig* zu tun, von dem ich zu schreiben habe? Mir scheint sehr viel. Bei all dieser lebendigen, wirksamen und opferbereiten Solidarität in der Schweiz und mit den Entwicklungsländern fällt der Vatikan zwischen Stuhl und Bank: weil er in bezug auf die Solidarität alle negativen und fast keine motivierenden emotionellen Merkmale hat. Die Leute sagen (und wie weit empfinden nicht auch wir so?): Der Vatikan ist reich, der Vatikan ist «oben», der Vatikan ist Verwaltung, aufgeblähte Verwaltung. Der Vatikan ist uns nicht weit genug entfernt, als dass die Aura des Exotischen seine (wirklichen oder vermeintlichen) Fehlleistungen unserer Kritik entzöge, und nicht nah genug, als dass er in die Solidarität des überschaubaren Raumes einbezogen würde. Der Vatikan ist in der heute nicht gefragten Mitte (und insofern katholisch).

Bei Anlass der Aufnahme des Peterspfennigs ist es nicht ohne, sich solcher Zusammenhänge bewusst zu werden. Dabei bleibt die Frage, wie es nun wirklich ist. Ich weiss es nicht (ich war noch nie in Rom); ich entnehme aber einer kürzlichen Kipameldung, dass die vatikanischen Angestellten, ob Prälat oder Sekretärin, bescheiden, aber gerecht besoldet würden. Die Löhne bewegten sich zwischen 1700 Franken für Kurienkardinäle und 850 Franken für Hilfsangestellte. Wo sonst verdient der oberste Chef nur doppelt soviel wie sein schlechtestbezahlter Angestellter? Und diese Fragen gilt auch für unsere Kirche hierzulande.

Die Frage, ob die vatikanischen Angestellten recht oder schlecht bezahlt seien, ist nicht einmal so wichtig. Entscheidend ist: sie haben Anspruch darauf, dass die Kirche, für die sie arbeiten, sie auch erhält. In der Schweiz sind wir mit Bezug auf die Bistumsverwaltungen vor Jahren vor dem gleichen Anspruch gestanden. Wir haben ihn als berechtigt anerkannt und wir haben Mittel und Wege gefunden, ihm zu genügen. Der Peterspfennig ist ein Mittel, dem Anspruch, den die vatikanischen Mitarbeiter an uns stellen dürfen, zu genügen.

Moritz Amherd

Der aktuelle Kommentar

Der Geist weht, wo er will

Die Jugendlichen aus Österreich, aus Deutschland und der Schweiz, die zusammen mit einer Gruppe aus Liechtenstein und dem Südtirol am 14. Mai den Eurovisionsgottesdienst von der Insel Reichenau gestalteten, haben ein Pfingstereignis bewirkt. Spontane Zuschriften aus Deutschland, Österreich und der Schweiz, ja selbst aus Frankreich und den Niederlanden bezeugen, dass dieser Gottesdienst viele Fernsehzuschauer in ein eigentlich neues *Pfingsterlebnis* hineingeführt hat.

Innerhalb von zehn Tagen hat das Münsterpfarramt der Insel Reichenau neben 14 begeisterten und 2 ablehnenden Telefonanrufen 68 Briefe in Empfang genommen. 60 dieser Zuschriften waren positiv bis begeistert, acht ablehnend bis giftig. Auch Weihbischof Otto Wüst von Solothurn, der am Pfingstgottesdienst in der Münsterkirche Reichenau vorstand, wurde mit Briefen bedacht. Im ungefähr gleichen Zeitpunkt erhielt er 17 zustimmende und 4 ablehnende Zuschriften. Das deutlich spürbare Anliegen bei vielen Briefschreibern, in der eigenen Pfarrei etwas Ähnliches zu gestalten, lässt es angezeigt erscheinen, vorerst einmal den Werdegang dieses Gottesdienstes aufzuzeigen und anschliessend erst auf die Zuschriften einzugehen.

Ein dreijähriger Weg bis zur Realisation

Der Arbeitsrapport des bischöflich Beauftragten für Radio und Fernsehen in der deutschsprachigen Schweiz, P. Josef Gemperle, von der Arbeitsstelle für Radio und Fernsehen in Zürich, hält fest, dass die Idee eines Eurovisionsgottesdienstes erstmals im Juli 1975 mit dem Ressort Religion des Schweizer Fernsehens diskutiert und im November des gleichen Jahres dann für Pfingsten 1977 in Betracht gezogen wurde. Als Leitlinie stand damals fest: ein gewachsenes, nicht gemachtes Zeugnis der «jungen Kirche», das profiliert, nicht nivellierend der Vielfalt der Charismen Rechnung trage. Die Gen Rosso Musikgruppe, die gerade in der Schweiz gastierte, wirkte damals hinsichtlich Musik, Gebet, Choreographie inspirierend. Mit dem Ende des Jahres 1975 verblasste dann aber plötzlich die Idee.

Erst im Mai 1976 wird die Idee des Eurovisionsgottesdienstes wieder aufgegriffen und bis Ende Jahr mit verschiedenen Bischöfen besprochen. Auch die Beteiligung der Jugend wird anfangs 1977 noch einmal von Grund auf erörtert, um eine zusätzliche Polarisation in der Kirche zu vermeiden. Im Februar 1977 gibt Bischof Wüst seine Zusage mitzuwirken. Der Gottesdienst muss aus Zeitgründen jedoch auf 1978 verschoben werden. Nachdem bisher mögliche Orte der Gottesdienstübertragung in Thurgau oder Schaffhausen abgewogen wurden, taucht im Mai 1977 erstmals die Idee eines Dreiländertreffens auf der Reichenau auf. Jetzt werden die technischen Übertragungsmöglichkeiten abgeklärt.

Noch im Vorsommer 1977 werden die Bischöfe der angrenzenden Bistümer Feldkirch und Freiburg i. Br. um ihre Zustimmung zu diesem Gottesdienst und zur Beteiligung der Jugend angegangen. Desgleichen wird das Einverständnis des zuständigen Ortspfarrers Theodor Fehrenbach eingeholt. Noch im Juli, fast ein Jahr voraus,

wird die Pfarrei auf der Reichenau durch Sonntagspredigten des bischöflich Beauftragten auf das Ereignis vorbereitet. Erstmals treffen sich die Jugendseelsorger der drei Bistümer, der Pfarrer der Reichenau und der bischöflich Beauftragte, um Sinn, Rahmen und Durchführung des Ganzen gemeinsam zu beraten. Jeder Jugendseelsorger sucht in seiner Region zwanzig Mädchen und Burschen, die sich für den Pfingstgottesdienst engagieren lassen. Für die insgesamt 60 Jugendlichen werden drei Wochenenden festgelegt, die der Vorbereitung des Gottesdienstes dienen sollen.

Das erste Jugendtreffen findet am 24./25. September auf der Insel Reichenau statt. Man lernt sich kennen: Jugendliche, Seelsorger, Pfarrer und bischöflich Beauftragter, Deutsche, Österreicher und Schweizer, lernt etwas von der Geschichte der Reichenau, von den Anforderungen des Fernsehens und einer Eurovisionssendung. Gemeinsam bespricht man den Weg der Vorbereitung. Die Jugendlichen ihrerseits nehmen den Pfingstgottesdienst zum Anlass, von Freitag vor Pfingsten bis zum Montag darnach ein grosses Lager für weitere Jugendliche aus dem Bodenseeraum zu planen, vor allem auch eine grössere Gruppe von Behinderten miteinzubeziehen. Im Laufe des Herbstes werden vom Fernsehen die organisatorischen Voraussetzungen für eine Eurovisionssendung abgeklärt. Mit Rücksicht auf die Sommerzeit in Frankreich, Luxemburg und Belgien muss der Gottesdienst um eine Stunde auf 10.00 Uhr vorverschoben werden.

Am 3./4. Dezember findet in Romanshorn das zweite Jugendtreffen statt. In national gemischten Gruppen fragt man nach dem Sinn von Pfingsten und seinen liturgischen Texten. Man trägt Ideen zur Gestaltung des Gottesdienstes zusammen und beauftragt eine Arbeitsgruppe mit Vertretern aus allen drei Ländern, einen Gesamtentwurf auszuarbeiten. Dieser Entwurf geht im Februar an alle Landesgruppen. Am 9. März bereinigt das Arbeitsteam den Entwurf.

Am 1./2. April findet in Bregenz das dritte Jugendtreffen statt. Weihbischof Otto Wüst und Bischofssekretär Dr. Max Hofer, der als liturgischer Berater seit anfangs 1977 mitgewirkt hatte, ist für die ganze Dauer des Treffens anwesend. Die Jugendlichen wollen den Bischof und der Bischof die Jugendlichen kennenlernen. Die Burschen und Mädchen aus Deutschland und der Schweiz sind für dieses Wochenende bei Bregenzer Familien zu Gast. Bischof Otto feiert zusammen mit den Jugendlichen und mit der Pfarrei den Gottesdienst mit einzelnen Elementen, wie sie für Reichenau vorgesehen sind. Wie schon in Romanshorn nimmt auch W. Gröner als Regisseur des Schweizer Fernsehens an diesem Jugendtreffen teil; ebenso ist P. Züllig vom Ressort Religion des Fernsehens in Bregenz anwesend.

Unmittelbare Vorbereitungen

Bis zum 26. April erarbeitet nun P. Josef Gemperle als kirchlicher Beauftragter den gesamten Ablauf des Gottesdienstes. Das Drehbuch mit den Texten, der entsprechenden Rollenzuteilung und den Regieanweisungen für Kamera und Mikrophon schwillt auf 30 Schreibmaschinenseiten an. In einem letzten Führungstreffen wird am folgenden Tag die Agenda bereinigt und das Programm für Pfingsten festgelegt. Am Freitag vor Pfingsten versammeln sich rund 180 Jugendliche in Litzelstetten, in der Nähe der Insel Mainau, und stellen auf dem diözesaneigenen Campingplatz die Zelte auf. Unter den Jugendlichen befinden sich etwa 20 Behinderte. Ebenfalls am Freitag nachmittag beginnt die Aufbauarbeit für den 1. Teil der Fernsehequipe, 15 Mann. Weitere 9 Mann kommen am Samstag morgen angereist. Bis zum Mittag sind die technischen Installationen abgeschlossen.

Nach verschiedenen Rollenproben im Lager beginnt um 11.00 Uhr für die Jugendlichen und später auch für Bischof Otto Wüst die «kalte Probe». Die vorbereiteten Tänze und rhythmischen Bewegungen werden eingeübt. Das Ergebnis ist unbefriedigend. Es müssen neue Lösungen gefunden werden. 13.45 Uhr wird die kalte Probe abgebrochen. Nach einer kurzen Mittagspause von 3/4 Stunden beginnt um 14.30 Uhr für alle zusammen bei eingeschalteten Kameras und Mikrophonen die «heisse Probe», die bis 17.15 Uhr dauert. Im Hintergrund werden die ersten Kürzungen diskutiert, um eine allfällige Zeitüberschreitung zu korrigieren. Auf 17.30 Uhr ist ein nochmaliger Durchlauf ohne Unterbrechnung angesetzt, um eine genaue Zeitmessung zu haben.

Nach 6½ Stunden Proben kehren die Jugendlichen endlich in ihre Lager in Litzelstetten zurück. In Gespräch und Besinnungen verbringen Bischof Otto Wüst und P. Josef Gemperle den Abend gemeinsam mit den Jugendlichen im Zeltlager. «Das Wetter war katastrophal kalt und regnerisch», schreibt Pfarrer Fehrenbach, «trotzdem waren die Jugendlichen miteinander froh und guten Mutes. Ihre Haltung den Herausforderungen des Wetters gegenüber war vorbildlich. Zum guten Gelingen des Lagers haben die Jugendseelsorger viel beigetragen...»

Als dann am Sonntag morgen der Pfingstgottesdienst über die Eurovisionskanäle ging, harmonierte alles vorzüglich. Keiner der Zuschauer am Fernsehapparat hatte eine Ahnung, welche immense Arbeit vorausgegangen war. Nur die Betroffenen selbst wussten es. Auf ihren Gesichtern konnte man allerdings lesen, dass mehr noch als die Arbeit das gemeinsame Erlebnis dieses Pfingstgottesdienstes zählte.

Der Widerhall auf der Reichenau selber war grossartig. «Ich kenne kein religiöses Ereignis im Münster in den letzten 23 Jahren», schreibt Pfarrer Fehrenbach, «das so eine Resonanz hervorgerufen hat. In den Geschäften, im Lehrerkollegium, unter den Kindern, in den Häusern war an Pfingsten bis etwa Pfingstdienstag der Gottesdienst das Thema Nr. 1 - am meisten auch hervorgerufen durch die Fröhlichkeit der jungen Leute, die noch zwei Stunden lang nach dem Gottesdienst auf dem Münsterplatz Volkstänze und Spiele aufführten. Die österreichische Gruppe teilte dazu kleine Brötchen und Wein aus.»

Der Gottesdienst im Spiegel der Zuschauerbriefe

Vorerst ist zu bemerken, dass die rund 80 Zuschauerbriefe, die mir zur Verfügung stehen, nicht wissenschaftlich kritisch auf den Gottesdienst eingehen. Sie sind aus einem entweder positiven oder negativen Gesamterlebnis heraus geschrieben. Nur gelegentlich werden einzelne Elemente, die konstitutiv zu diesem Erlebnis beitrugen, namentlich genannt. Eigentlich liturgische Fragen werden in einem einzigen Brief, der von einem Fachwissenschaftler geschrieben wurde, aufgeworfen. Bei aller Kritik, die er formuliert, hält er jedoch ausdrücklich fest, dass er sich positiv, ja sogar «beglückt» hinter den Gottesdienst stellt. Wörtlich schreibt er: «Ich glaube, es war ein vorbildlicher Kompromiss, wie offizielle Liturgie jugendgemäss gestaltet werden kann. Der Einzug mit Blumen war eine glückliche Idee, ebenfalls die Durchsetzung der Frohbotschaft aus dem Evangelium mit einem Refrain.» Die Bewegungen beim Gesang bewertet er als sehr gut. «Ich empfand sie als durchaus gemässigt und angebracht. Glücklich war auch die Konkretisierung des Credos mit Einzelbekenntnissen. Die Predigt von Bischof Otto war markant, gefüllt und knapp. Überhaupt hat mich die frische Weise seines Vorstehens sympathisch berührt.»

Im Sinne konstruktiver Kritik und Anregung formuliert der Briefschreiber dann drei Vorbehalte:

1. Die Feier sei zu hektisch verlaufen, mit zu wenig meditativen Pausen. Angesichts der begrenzten Zeit hätte man wohl besser das eine oder andere Lied ausfallen lassen.

2. Er hätte sich die Feier österlicher gewünscht, in stärkerer Rückbindung auf das Auferstehungsereignis. Mit dem Osteralleluja als Refrain, der die Feier durchzieht, wären die oft kläglich gesprochenen Amen seiner Ansicht nach besser zum Tragen gekommen.

3. Das Hochgebet sei kein Höhepunkt gewesen, sondern im Ganzen deutlich abgesackt. Eine Aufwertung wäre möglich gewesen, zum Beispiel durch das Singen der Präfation, der Einsetzungsworte und der Doxologie. Soweit die Beurteilung des Gottesdienstes durch einen Liturgiker.

Unter den übrigen positiven Zuschriften sticht nun interessanterweise eine Gruppe von mindestens 15 Briefen heraus, die von 70- bis 86jährigen Menschen geschrieben wurden und echte Begeisterung verraten. Als Beispiel seien einige Zitate angeführt. Ein älterer Herr schreibt: «Ich bin zwar 72 Jahre alt, aber mein Herz hat mitgesungen, mitgetanzt und mitgeklatscht...» In einem 2 Seiten langen Brief schreibt ein 85jähriger Herr aus Frankfurt: «Ich muss sagen, dass mich in meinem langen Leben noch nie eine Messfeier so tief berührt hat wie die gestrige...» Mit zittriger Hand schreibt eine 86jährige Lehrerin: «Alles war getragen von der Freude des Heiligen Geistes... Man weiss nicht, was man am meisten loben soll. Man erlebte die Freude des Heiligen Geistes in Potenz...» Interessant in dieser Gruppe von Briefschreibern sind zwei Stimmungsbilder aus Lebensgemeinschaften. Aus einem Altersheim schreibt eine 76jährige Frau: «Gestern abend habe ich mit fünf Frauen hier aus dem Haus über die hl. Messe gesprochen. Sie waren so begeistert wie ich. Zwei sagten, die hl. Wandlung war ja so wie bei uns, dabei hat die Jugend nicht gestört. Das hat denen (den beiden Frauen) so gut gefallen. Nur eine war dagegen. Gott, was hat *die* lamentiert: ‹So was vor dem Altar und Bischof!› Sonst ist es eine liebe Frau, geht zur Messe und Maiandacht. Wir haben uns dann noch etwas darüber unterhalten, und ich denke, dass sie ohne Alptraum geschlafen hat. Wir sind alle über 70 Jahre alt. Jede hat ihre eigene Wohnung und Meinung.»

Ein Ordenspriester der mittleren Jahre – «Ich habe vor innerer Freude geweint» – schildert das Klima in der Gemeinschaft: «Interessant ist, dass die älteren Mitbrüder, konservativ bis auf die Knochen, ebenso erfreut waren. Ein 76jähriger Laienbruder sagte spontan: Ja, *so* gefällt mir die Jugend.»

In mindestens 15 weiteren positiven Briefen, deren Briefschreiber eher der mittleren bis älteren Generation zuzurechnen sind, wird die Bitte um die Lieder, die Texte oder sogar um eine Videoaufzeichnung ausgesprochen. In den meisten Fällen weiss sich der Briefschreiber (Pfarrer, Schwester, Religionslehrer, Organist, Mitglied des Seelsorgeteams usw.) inspiriert, etwas Ähnliches für die Jugend in seinem Umkreis zu planen. Neben diesen beiden Gruppen benutzen viele Einzelpersonen, Familien oder Verbände die Gelegenheit, sich positiv zu diesem Gottesdienst zu äussern. Der Leiter einer Jugendbewegung schreibt unter anderem: «...ich spürte durch die beteiligten jungen Menschen etwas von junger, lebendiger heutiger Kirche. Gesichter, Worte, Lieder und Gebärden verkündeten nach meinem Empfinden echtes persönliches Engagement, Sinn für und Hunger nach Gemeinschaft im Glauben, Verfügbarkeit bis in Leiden hinein, aber auch Freude, Hoffnung.» Die an sich naheliegende Vermutung, dass jene, die in der Jugendarbeit tätig sind oder waren, einen besseren Zugang zum Gottesdienst fanden, lässt sich bis zu den ältesten Briefschreibern (über 80jährig) hinauf verfolgen. Mit eindeutig persönlicher Distanzierung wird die Angemessenheit solcher Gottesdienste bloss für die Jugend (Toleranzgründe, altersspezifisches Zugeständnis) jedoch recht selten betont.

Der Grossteil der Briefschreiber identifiziert sich vorbehaltlos mit dem Geist, der hier am Werke war. Die überzeugende Echtheit und Spontaneität im Ausdruck, die ins Leben hineingreifende Thematik, die Verwunderung, dass Jugendliche sich religiös so engagieren können, ist denn auch der Grundtenor und offenbar das Geheimnis, dass so viele Fernsehzuschauer in ganz verschiedenen Wendungen das *eine* Grunderlebnis zu beschreiben bewog: Pfingsten sei ihnen zu einem persönlichen Ereignis geworden. Praktisch überall wurde hier vor dem Bildschirm blosses Konsumverhalten in innere Beteiligung und Ermutigung überführt. «Kinder, wo nehmt ihr die Kraft her? Wo tankt Ihr auf?» schreibt ein älteres Ehepaar aus Deutschland, das aktiv in der Pfarreiseelsorge tätig ist. «Mir fehlen die Worte, das zu beschreiben, was Sie alle mir damit gegeben haben», schreibt eine offensichtlich stark geprägte jüngere Dame aus Hamburg. Und eine leicht resignierte Sekretärin aus dem Bodenseeraum, die sich selbst nicht mehr zur jungen Generation zählt, im Thema des Gottesdienstes «Brücken bauen zueinander» jedoch ihr eigenes Schicksal auf dem Arbeitsplatz erkennt, fühlt sich ermutigt: «Es ist deshalb wohltuend, wenn man mitbekommt, dass noch viele andere am gleichen Strang ziehen, wenn auch auf anderen Gebieten.»

Soweit die Analyse der positiven Zuschriften. Sie ist keineswegs erschöpfend. Nur einige wenige Gesichtspunkte konnten herausgearbeitet, nur wenige Zeugnisse wörtlich wiedergegeben werden. Doch sie stehen für viele, für die meisten der rund 60 positiven Zuschriften, die bezeugen, dass dieser Gottesdienst als eigentliches, persönliches Pfingserlebnis ihnen Freude an dieser Kirche und Mut im Durchhalten der Alltagsprobleme mitgab.

Ein Affront für eine Minderheit

Wenden wir uns nun den negativen Zuschriften zu, dann ist vorwegzunehmen, dass dieser Analyse 23 solcher Briefe zugrunde liegen. Sie standen mir, im Gegensatz zu den positiven Zuschriften, vollzählig zur Verfügung. Im Rahmen der gesamten Zuschriften machen sie möglicherweise knapp einen Viertel aus. Diese Tatsache ist im Auge zu behalten, auch wenn die nun folgende Analyse in bezug auf Länge oder Eindrücklichkeit etwas anderes suggerieren könnte. Darüber hinaus wird das Gewicht dieser Briefe noch einmal relativiert durch die Tatsache, dass negativ Reagierende entschieden häufiger Briefe schreiben als positiv Reagierende.

Die Analyse der Absender ergibt keine signifikanten Resultate. Es sind ungefähr gleich viele Frauen und Männer, die schreiben, alle – bis auf eine Ausnahme – vermutlich der eher älteren Generation zuzurechnen. Unter den negativ Reagierenden befinden sich drei Pfarrer und eine «Interessengemeinschaft zur Erhaltung unreformierter Gottesdienste». In der Argumentationsweise verraten die Briefe durchwegs gedankliche Nähe an Traditionalistenkreise, auch wenn zwei Briefschreiber sich selber nicht als «konservativ» bezeichnen. Häufig wird der alte Messordo als besser hingestellt (7×) oder der Reichenau-Gottesdienst wird auf dem Hintergrund des alten Rituale ängstlich kasuistisch hinterfragt (5×). Einmal wird die Frage gestellt, ob denn überhaupt die Wandlung gültig vollzogen wurde. Trotz der Anti-Reformtendenz wird in fünf Briefen der evangelische Gottesdienst aus dem Dom Altenberg, der sich um 11.00 Uhr an den Reichenau-Gottesdienst anschloss, als vorbildlicher, sogar als katholischer hingestellt. Je zwei Mal wird das liturgische Geschehen angesichts des Teufels und des Kommunismus verurteilt. Vier Mal wird an die Verantwortung des Bischofs appelliert, zwei Mal die römische Glaubenskongregation mit Kopien bemüht und vier Mal Bibelworte zitiert: «Herr vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie tun» (1×) und «Mein Haus ist ein Bethaus, ihr aber habt es zu einer Räuberhöhle gemacht»

(3×). Eine Frau schreibt: «Ich war entsetzt. Bei der hl. Wandlung kniete ich nieder und weinte...» Doch solche erschütternd persönliche Zeugnisse sind ebenso spärlich wie die sachliche Auseinandersetzung mit dem Reichenau-Gottesdienst.

Mit dem am Fernsehen erlebten Gottesdienst verbinden sich bei den negativ reagierenden Briefschreibern folgende *Empfindungen:* geschmacklos (3×), unwürdig (2×), empört (2×), tiefbetrübt, erschreckt, beleidigend, taktlos, zum Kotzen, masslos enttäuscht, skandalös, entsetzt, abstossend, unerklärlich. Das *Ereignis* selbst wird mit folgenden Worten assoziiert: Theater (2×), Theatersaal, Kabarett, Parodie, Maskerade, Affentheater, Hexensabbath, Firlefanz, Party, Humbug, Show, trauriges Schauspiel, öffentliches Ärgernis, Gotteslästerung, Skandal, Schande, Spott, Hohn. Mit offensichtlichem Bezug auf *Musik und Tanz* greifen die Briefschreiber zu folgenden Vergleichen: Negerverhalten in Afrika (7×), Tanz um das goldene Kalb (4×), Beatschuppen (4×), Diskothek (3×), Ringelreihen um den Altar (3×), Folklore (2×), entsetzlicher Tingeltangel (2×), Hexentanz, johlende Meute, Tanzbude, Hippy-Bruchbude, Tanzsaal, wildes Getöse.

Mehr als die ausformulierten Gefühle überraschen hier wahrscheinlich die Unterstellungen, die echte Gesinnung und gute Absicht bei den Mitwirkenden des Reichenau-Gottesdienstes im vorneherein ausschliessen. Die besonders häufige Nennung von Diskothek, Beatschuppen und Negerverhalten macht jedoch deutlich, dass hier mit Schlagworten gearbeitet wird, die nicht nur keinen Realitätsbezug haben, sondern die Diskriminierung – auch in bezug auf Afrika – sogar als gerechtfertigt (!) voraussetzen.

Doch die Minorität, die auffallend häufig beansprucht, «im Namen vieler» (4×) zu sprechen, kann hier nicht das letzte Wort haben.

Reichenau: Ein Beitrag zum Verhältnis Kirche–Jugend

Den Zuschriften entsprechend war Reichenau das Pfingstereignis «für die vielen», für die überzeugende Mehrheit. Besinnlich stimmen mag lediglich die Tatsache, dass es keinen einzigen positiven Brief eines Jugendlichen gibt. Neben einem begeisterten Brief einer Familie mit drei persönlich zeichnenden Jugendlichen gibt es nur noch die negative Reaktion eines jugendlichen Schreibers. Der angeblich Hypermoderne glaubt, dass der Reichenau-Gottesdienst überholt sei. Die Jugend von heute verlange gregorianischen Choral. Eine Alternative dazu – womöglich ehrlicher – wäre die Frage: Haben wir mit unseren Gottesdiensten in der Kirche, im Radio, im Fernsehen unsere Jugend bereits so programmiert, dass sie ein Ereignis wie Reichenau nicht sieht, weil sie es schon lange nicht mehr erwartet? Nur am Fernsehen?

Das rege Interesse an den Texten und Liedern des Reichenau-Gottesdienstes könnte ein Hinweis dafür sein, dass das Problem der jugendgemässen Gottesdienste hier modellhaft auch dem inneren Werdegang nach gelöst wurde. Als Hinweis dafür, dass die Probleme des Reichenau-Gottesdienstes nicht einfach im Organisatorischen lokalisiert, sondern von einer viel tieferen Schicht her aufgearbeitet wurden, mögen Zeugnisse unmittelbarer Beteiligter dienen. Sie skizzieren in etwa diesen inneren Werdegang unter drei Aspekten:

— «Die gemeinsame Vorbereitung dieses Gottesdienstes während eines fast ganzen Jahres hat deutlich gezeigt, wie fremd und beziehungslos die Jugend der drei Länder um den Bodensee unter sich ist und welche Entdeckung sie sich gegenseitig geworden ist...

— Ungleich bedeutsamer ist, dass die Verantwortlichen nicht mit Hilfe der Jungen einen Gottesdienst zu machen versuchten, sondern dass der Gottesdienst selbst aus ihrer Mitte herausgewachsen ist: Als Wort- und Eucharistiefeier zu Pfingsten, als Ausdruck ihrer Zusammengehörigkeit in der Kirche und über die jeweiligen Grenzen hinweg und schliesslich als gemeinsames Zeugnis für Menschen und Christen in ganz Europa.» Soweit P. Josef Gemperle von der Arbeitsstelle für Radio und Fernsehen in Zürich, der diese Übertragung seit Jahren vorbereitet und begleitet hat.

— Und das abschliessende Urteil von Pfarrer Th. Fehrenbach, Reichenau: «Alle jungen Menschen haben einen grossen Willen zur Mitarbeit mitgebracht und ihn auch unter widrigen Umständen festgehalten. Ich betrachte es als besonders positiv, dass der ganze Jugendgottesdienst mit allem Drum und Dran nicht nur vor der Öffentlichkeit, sondern auch hinter den Kulissen so friedlich, freundschaftlich und mitmenschlich gelungen ist. Ohne das wäre die Ausstrahlung der Freude beim Gottesdienst selber und nach dem Gottesdienst auf dem Münsterplatz gar nicht möglich gewesen.»

Ein abschliessendes Wort und damit Dank zugleich verdient auch Weihbischof Otto Wüst für seine Mitwirkung. Die Tatsache, dass Weihbischof Otto nicht einfach nur der Liturgie vorstand, sondern sich schon sehr früh, einmal sogar ein ganzes Wochenende, mit den Jugendlichen gemeinsam «auf diesen Weg» begab, gehört ebenso zum innern Werdegang dieses Eurovisionsgottesdienstes. Neben der Arbeit, die sein bischöflicher Sekretär leistete, hatte Bischof Otto für die Vorbereitung und Übertragung des Reichenau-Gottesdienstes persönlich rund fünf Arbeitstage einzusetzen. Er hat damit eine Begegnung zwischen Jugendlichen und Bischof ermöglicht, wie sie sonst, nur punktuell und kurzlebig, allenfalls noch bei der Firmung möglich ist. Auch auf dieser Ebene des Kontaktes zwischen der jungen Generation und dem Bischof war Reichenau zweifellos für beide Seiten ein Pfingstereignis eigener Art, das man nicht leichthin mehr aus den Augen verlieren dürfte. *Werner Zurfluh*

Berichte

Ein Markstein im Leben der Christkatholischen Kirche

Das Christkatholische Kirchenblatt vom 6. Mai konnte von der Fertigstellung des neuen Gesangbuches mit der revidierten Messliturgie berichten, und es bezeichnet dies als einen Markstein im Leben der Christkatholischen Kirche der Schweiz. Auf den 15. Juni hatten dann Bischof und Synodalrat der Christkatholischen Kirche die Presse sowie Liturgie- und Kirchenmusiksachverständige aus der römisch-katholischen und der evangelisch-reformierten Kirche eingeladen, um ihnen diese «Messliturgie und Gesangbuch der Christkatholischen Kirche» vorzustellen.

Ein mutiger Beschluss

Am 24. Juni 1957 hatte die 83. Session der Nationalsynode eine Totalrevision der liturgischen Bücher und des Gesangbuches beschlossen. Zur Ausgangslage bemerkte Pfarrer Franz Ackermann als Delegierter des Synodalrates in seiner Begrüssung an der Pressekonferenz: Einerseits sei es um das Problem der Kirchensprache und anderseits um die theologische Vertiefung gegangen.

Das alte Gesangbuch war seit 1893 bis heute praktisch unverändert in Gebrauch. Und auch das Gebetbuch in deutscher Sprache, das rund 10 Jahre vorher erschienen war, wurde ebenfalls grösstenteils bis heute verwendet. Die Sprache dieser Liturgie, erklärte Franz Ackermann, sei eine ausserordentlich vorzügliche Sprache und sei in den 100 Jahren auch eine vertraute Sprache geworden. So habe sich schliess-

lich die Gefahr einer deutschen Kirchensprache ergeben, der gegenüber heute eine neue Sprache gesprochen würde. Die christkatholische Liturgie des 19. Jahrhunderts sei ferner eine mässige Revision der römischen Liturgie Pius' V. gewesen, so dass der Zelebrant zum Beispiel einige Gebete leise gesprochen habe.

Dank dieser Revision gebe es aber, erklärte Herwig Aldenhoven, Professor für Dogmatik und Liturgik an der christkatholisch theologischen Fakultät der Universität Bern, seit bald 100 Jahren eine deutschsprachige katholische, und zwar abendländische, und noch genauer: römische Liturgie. Die damalige Revision sei aber eine biblisch, nicht jedoch liturgiewissenschaftlich geleitete gewesen. Die jetzt durchgeführte habe deshalb nicht nur auf das neue Sprachempfinden achten, sondern auch neue Erkenntnisse namentlich liturgiewissenschaftlicher Art berücksichtigen müssen.

Auf das Sprachempfinden achten hiess beispielsweise für die Gemeindeantworten, dass Formulierungen behutsam geändert werden mussten. So wurde zum Beispiel die Formulierung «Weihe, o Herr, unsere Herzen» nur zu «Bereite, o Herr, unsere Herzen».

Als Beispiel für neue Erkenntnisse, die die Revision beeinflussten, führte Herwig Aldenhoven an: den Aufbau des Eucharistiegebetes, der durch die Erforschung der altkirchlichen Eucharistiegebete und der ihnen zugrunde liegenden jüdischen Gebetsform besser bekannt sei sowie das durch neue biblische und liturgische Erkenntnisse vertiefte Opferverständnis.

Die Liturgiereform der römisch-katholischen Kirche im Gefolge des Zweiten Vatikanischen Konzils hat die Liturgierevision der Christkatholischen Kirche vor ernste Fragen gestellt. Die geschichtliche Situation der beiden Kirchen ist aber doch so verschieden, dass eine Übernahme der römisch-katholischen Liturgie durch die Christkatholische Kirche der Schweiz nicht in Frage kam. Die römisch-katholische Kirche musste eine Liturgie für die ganze Welt, die Christkatholische Kirche der Schweiz für ein einziges Land machen. Wenn sie zum Beispiel mit der altkatholischen Kirche in Polen eine gemeinsame Liturgie hätte machen müssen, hätte sie in einigem nicht so weit gehen können. So hat das Zweite Vatikanische Konzil Lösungen gebracht, die die Christkatholische Kirche der Schweiz in der alten Liturgie hatte, in der revidierten jedoch aufgegeben hat; die christkatholische Liturgie hat in gewisser Hinsicht eine gehobenere Sprache; in gewissen Dingen ist sie weitergegangen als die heutige römisch-katholische Liturgie, und sie hat jedenfalls die Möglichkeiten der Anpassung an die eigene Situation nutzen können.

Weitergegangen ist sie nach Herwig Aldenhoven dadurch, wie sie die Epiklese eingeordnet hat, dass sie die Mementos aus dem Eucharistiegebet herausgenommen und den Friedensgruss an den Beginn des Kanons gestellt hat. Nicht so überzeugend beantwortet wurde die Frage, weshalb das Credo neu übersetzt, weshalb also nicht die ökumenische Übersetzung übernommen wurde. Der ökumenischen Übersetzung sei eine lateinische Fassung des frühen 11. Jahrhunderts, der christkatholischen jedoch der Urtext – ohne filioque! – zugrundegelegt worden; ferner habe man bei der Übersetzung auf theologische Feinheiten geachtet. Nicht beantwortet ist damit die Frage, weshalb die Christkatholische Kirche eine Übersetzung, die sie als für den Eigengebrauch ungenügend betrachtet, als ökumenische überhaupt hat anerkennen können.

Ein reicheres Liedgut

Über die Revision des Gesangbuches orientierte an der Pressekonferenz als Kommissionspräsident der Basler Musiklehrer Hans Bieli. Eine nicht unwichtige Vorarbeit war dadurch geleistet, dass die Musikkommission der christkatholischen Kirchenchöre 1932 eine Liste der Lieder erstellt hatte, die textlich oder musikalisch nicht befriedigten. 1950 wurde diese Liste von der Revisionskommission in überarbeiteter Form noch einmal herausgegeben. Die verbleibenden Lieder wurden nun mit den Quellen verglichen und bearbeitet.

Gleichzeitig wurden aus dem reformatorischen und römisch-katholischen Liedgut neue Lieder zur thematischen Ergänzung hinzugefügt. Kurz vor dem Abschluss der Arbeiten mussten dann noch die «ökumenischen Lieder» aufgenommen werden, die von der interkonfessionellen Arbeitsgemeinschaft für ökumenisches Liedgut im deutschen Sprachraum herausgegeben worden waren. Und nach Abschluss der Arbeiten erschien noch das römisch-katholische «Gotteslob», das auch von christkatholischer Seite als vorzüglich eingeschätzt wurde und deshalb auch noch berücksichtigt werden musste.

Über die mehr technischen Fragen der neuen Bücher und den Stand der Revision der übrigen liturgischen Bücher informierte Pfarrer Roland Lauber als Präsident der Kommission zur Revision der liturgischen Bücher.

Die revidierte Vesper ist auf die Fastenzeit 1975 und das Abendgebet dieses Jahr herausgegeben worden. Morgen- und Mittaggebet stehen unmittelbar vor dem Abschluss. Die Revision der wechselnden Messtexte und der im Rituale enthaltenen Liturgien für Taufe, Firmung, Krankenkommunion, Busse, Krankenölung, Trauung, die priesterlichen Weihen, das Begräbnis und die verschiedenen Segnungen wird jetzt an die Hand genommen werden.

Eine Zeit der Einführung

Die neue Messliturgie wird nun eingeführt, damit sich die Gemeinden mit ihr vertraut machen können. Kirchenrechtlich gilt sie noch nicht als die offizielle Liturgie. Bevor die Nationalsynode darüber beschliesst, will die Christkatholische Kirche einige Zeit damit leben. Bischof und Synodalrat sind der Meinung, dass man Liturgie nicht aus Büchern beurteilen kann. Die Synodalen müssten deshalb, bevor sie darüber entscheiden könnten, mit ihren Gemeinden zusammen eine Zeitlang mit dieser revidierten Liturgie gelebt haben.

Dabei geht es, das unterstrich Bischof Léon Gauthier in seinem Schlusswort, um den lebendigen Glauben in der Gemeinde bei der Liturgie. Bei der Übertragung der Liturgie in die Landessprache habe es keine Entleerung des Geheimnisses gegeben, und auch die jetzige Liturgierevision sei von der Urkirche, vom gemeinsamen Glauben her erfolgt. Damit möchte die Christkatholische Kirche einen katholischen und einen ökumenischen Dienst leisten. Mit der Achtung vor dem Mut einer kleinen Kirche zu einem solchen Revisionswerk, das zweifelsohne ein Markstein in ihrer Geschichte wird, empfinde ich persönlich Freude über die trotz allem gewachsene ökumenische Offenheit der grossen Schwesterkirche gegenüber, die ihrerseits der kleinen bei Gelegenheit ihre Dienste anzubieten wissen müsste.

Rolf Weibel

Westschweizer Ordinarienkonferenz

In Lausanne tagten die Bischöfe der Westschweiz mit ihren engsten Mitarbeitern. Zwei wichtige Themen standen im Vordergrund: ständiger Diakonat und Westschweizer Zentrum für geistliche Berufe.

Über die Wegleitungen hinsichtlich des Diakonats als Dienstamt referierte Jean-Marie Pasquier, Regens des Diözesanseminars in Freiburg. Am Dokument werden nun noch einige Verbesserungen angebracht; die Veröffentlichung ist für den Herbst vorgesehen. Es handelt sich um Ausführungs- bzw. Anwendungsbestimmungen zu den bereits publizierten Nor-

men auf internationaler Ebene und zu den schweizerischen Weisungen, die nächstens veröffentlicht werden sollen. Bereits in der Urkirche hat die Einrichtung des ständigen Diakonats bestanden. Mit der Zeit wurde dann daraus eine Übergangsphase zum Priesteramt. Seit einiger Zeit kennt man wieder die Institution des ständigen Diakonats. Ihr soll nun eine solide Grundlage geschaffen werden. Auf der ganzen Welt gibt es derzeit mehrere tausend ständige Diakone.

Zur Erörterung des Themas «Westschweizer Zentrum für geistliche Berufe» begaben sich die Bischöfe an Ort und Stelle, nämlich zum Sitz des Centre Romand des Vocations an der Rue de la Grotte in Lausanne, wo sie vom Direktor des Zentrums, Abbé Claude Nicod, und dessen Mitarbeitern empfangen wurden. Was für Schwerpunkte hat sich dieses Zentrum in den letzten Jahren gesetzt? Wie sieht es die Prioritäten? Die Diskussion drehte sich um diese Fragen. Das Wecken von Priester- und Ordensberufen ist die Hauptaufgabe des Zentrums. Diese Art von «Initialzündung» genügt allerdings nicht. Man muss die «Geweckten» auch «begleiten»: das heisst sich darum kümmern, dass die, die den Ruf zum Priester- oder Ordensstand vernommen haben, auch wirklich ihr Ziel erreichen. Altersmässig heisst das, sich junger Frauen und junger Männer im Alter von rund 15 bis 35 Jahren annehmen.

Auf der Tagung legte Weihbischof Bullet einen Bericht über die Laienapostolatsbewegungen und einen Rapport über verschiedene einschlägige Fragen der Katechese vor. Bischofsvikar Schornoz öffnete das Dossier «Alkoholismus und andere Süchte»: es handelt sich da um einen besonderen Aspekt der Pastoral, dem vermehrte Aufmerksamkeit geschenkt werden muss. *KIPA*

Nahost: Christliche Verkündigung in Gefahr

Die jüngsten Massnahmen der israelischen Regierung gegen die christliche Glaubensverkündigung im eigentlichen und weiteren Sinne haben viel Staub aufgewirbelt. Sie sind eben allgemein bekanntgemacht und so der ganzen Welt vor Augen geführt worden. Ohne diese Schwierigkeiten in Israel verkleinern zu wollen, muss in Zusammenhang damit unbedingt auf die ungleich schlimmeren Verhältnisse in der arabischen Nachbarschaft hingewiesen werden, wo die missionarische Präsenz aller christlichen Kirchen in den letzten Jahren heimlich, still und leise, doch umso einschneidender ein Beruf für potentielle Martyrer geworden ist.

Als Musterbeispiel dafür mag Ägypten dienen, ursprünglich eines der tolerantesten Länder im arabisch-islamischen Bereich. Obwohl es auch dort von katholischer und evangelischer Seite nie Massenbekehrungen von Muslimen gegeben hatte, drückten die Behörden bei Einzelkonversionen ein Auge zu. Zum Teil konnten getaufte Muslime sogar kirchliche Ämter übernehmen und in ihrer Heimat anstandslos ausüben. Bei den bodenständigen koptischen Christen Ägyptens lagen die Dinge so, dass der recht starken Abfallsbewegung unter der ungebildeten Landbevölkerung sowie bei christlichen Beamten und Offizieren, die als Muslime mit schnellerer Beförderung rechnen durften, ein zwar wesentlich schwächerer Christianisierungsstrom aus gebildeten islamischen Kreisen und freien Berufen die Waage hielt.

Seit Herbst 1977 steht auf dem Abfall vom Islam jedoch wieder die mittelalterliche Todesstrafe. Mithelfer und «Verführer» fallen unter dasselbe brutale Strafmass. Von Glaubensverbreitung im eigentlichen Sinne kann daher nicht mehr die Rede sein. Nun werden sich die Ägypter zumindest vorläufig noch hüten, speziell ausländische Geistliche dem Scharfrichter auszuliefern. Es gibt jedoch ein viel wirksameres Druckmittel, das die christliche Präsenz als solche bedroht: Es herrscht nämlich ein strikter «Numerus clausus» für alle nichtägyptischen kirchlichen Amtsträger. Der betrifft nicht nur die deutschen Franziskaner und den Schweizer Pastor, die Kaiserswerther Diakonissen und die Schwestern vom hl. Karl Borromäus, die ohnedies nur noch eine Minderheit darstellen. Auch die zahlreichen libanesischen, syrischen, chaldäischen und nicht zu vergessen palästinensischen Geistlichen unterliegen denselben Restriktionen. Da muss erst ein alter Pfarrer wegsterben oder im Ruhestand in die Heimat zurückkehren, damit der Nachwuchs seinen Platz einnehmen darf. Wird der Vorgänger jedoch wegen Übertretung der Anti-Missions-Gesetze ausgewiesen, so erlischt die «Konzession», wie es im Jargon der ägyptischen Behörden heisst, für immer.

Das Schwergewicht der christlichen Verkündigung am Nil hatte daher schon immer mehr auf dem Beispiel als auf dem Wort gelegen. Was christliche Liebeswerke betrifft, war in letzter Zeit sogar eine Intensivierung möglich, sowohl was die Aktivitäten der katholischen Caritas Internationalis wie evangelischer Hilfswerke aus Deutschland und der Schweiz betrifft. Doch hat das alles den unverkennbaren Nebengeschmack, dass Geld, Spitäler und Medikamente, aber im Grunde nicht deren Spender willkommen sind. Die Zusammenarbeit ist seit dem Rücktritt der im Grunde areligiösen Sozialministerin Aischa Rateb im Frühjahr 1977 nur mehr in den von ihr breit ausgetretenen Geleisen weitergelaufen. Und die grüne Muslimhilfe Saudiarabiens und der Golfstaaten steht schon bereit, dieselben Aufgaben zu übernehmen. Ein christliches Schulwesen gibt es, trotz einer Liste von über hundert Privatschulen aller Konfessionen schon längst nicht mehr. Weder die Evangelische Oberschule noch das Jesuitengymnasium zur «Heiligen Familie» sind mehr zu etwas anderem gut, als islamischen Lehrern gutbezahlte Posten zu sichern!

Heinz Gstrein

Amtlicher Teil

Bistum Basel

Ernennung

Papst Paul VI. hat Dr. *Josef Anton Saladin,* Riedholz (SO), Generalpräses des Allgemeinen Cäcilienverbandes für die Länder der Deutschen Sprache und Landespräses der Schweiz, zum Prälaten ernannt.

Bistum Chur

Im Herrn verschieden

Emil Huber, Pfarresignat, Zollikon

Emil Huber wurde 1909 in Kirchberg (SG) geboren. Nach den Studien trat er dem Jesuitenorden bei. Zum Priester geweiht wurde er am 26. Juli 1942 in Sitten. Seinem Orden diente er als Präfekt an der Stella in Feldkirch, als Volksmissionar, als Seelsorger in Zürich und für die deutschsprachigen Katholiken in Locarno. In unser Bistum aufgenommen, wurde er 1970 zum Pfarrer von Zollikon-Dorf ernannt. 1977 bat er, demissionieren zu dürfen. Leider überfiel ihn bald darauf eine heimtückische Krankheit, die am 9. Juni 1978 zu seinem Tode führte. Er wurde am 13. Juni 1978 in Zollikon-Dorf beerdigt. R. I. P.

Kirchenbenediktion und Altarweihe

Mgr. Dr. Hans Henny, Generalvikar von Zürich, benedizierte im Auftrag des Herrn Diözesanbischofs am 18. Juni 1978

die Kirche von Hinwil und konsekrierte den Altar zu Ehren der Mutter Gottes unter dem Titel «Unbefleckt Empfangene». Reliquien: hl. Fidelis von Sigmaringen und hl. Felix.

Hinweise

Familien- und Schwangerschaftshilfe

Die Caritas Schweiz hat sich seit 1975 im Bereich «Familien- und Schwangerschaftshilfe» stark engagiert: in der Bewusstseinsbildung zur Abstimmung über die Fristenlösungsinitiative, in der Erarbeitung eines Modells für das Beratungswesen, in der direkten Hilfe für Frauen und Familien in Not, in der Koordination der Hilfen nach der Abstimmung über die Fristenlösungsinitiative.

Heute sucht sie (siehe das Inserat in dieser Ausgabe der SKZ) eine verantwortliche Mitarbeiterin für den Bereich «Familien- und Schwangerschaftshilfe», wobei diese Mitarbeiterin in naher Zukunft die Leitung dieses Arbeitsgebietes übernehmen können sollte.

Die Inlandabteilung bittet die Seelsorger, ihr bei der Suche nach einer guten Mitarbeiterin zu helfen. Denn es hängt sehr vieles von dieser Person ab, die als vollzeitlich Angestellte der Caritas sich in den nächsten Jahren voll für die Verbesserung des konkreten Engagements der Kirche einsetzen kann.

Rolf Weibel

Verstorbene

P. Angelus Walz OP

Nach einem langen und reicherfüllten Ordensleben ist Pater Angelus Walz am 1. April 1978 in die Ewigkeit abberufen worden, wenige Tage vor der Vollendung des 85. Lebensjahres.

Am 12. April 1893 im Kleinbasel geboren, wurde er in der damals noch einzigen katholischen Kirche der Stadt, St. Klara, auf den Namen Paul getauft. Von der 1. Primarklasse an bis zur Maturität am humanistischen Gymnasium ging er in seiner Heimatstadt zur Schule. Er hätte im väterlichen Betrieb - der Walz-Seifenfabrik - eine Lebensaufgabe übernehmen können. Doch er wusste sich zum Priester und Ordensmann berufen. Dank seiner Liebe zur Geschichte, speziell der Kirche und ihrer Orden, fühlte er sich zu einem Leben als Dominikaner berufen, obwohl er noch nie einem Jünger des hl. Dominikus begegnet war. Da es damals - und noch lange nicht - eine Schweizer Ordensprovinz gegeben hat, trat er 1912 in die Provinz Teutonia ein, die damals das ganze deutsche Reichsgebiet umfasste, ihr Noviziat aber noch in Venlo (Holland) führen musste. Den philosophischen und theologischen Studien oblag er während des Ersten Weltkrieges im Düsseldorfer Kloster. Wie entbehrungsreich diese Jahre waren, sah man dem Neupriester an, als er nach seiner Priesterweihe (19. März 1918) zu St. Klara, Basel, Primiz feiern konnte. An der Basler Universität durfte er nun Geschichtswissenschaft studieren, doch bald beriefen ihn seine Obern in die Ewige Stadt. Hier sollte er fast ein halbes Jahrhundert bleiben. Nach Erlangung der theologischen Doktorwürde am «Angelicum» - der heutigen Päpstlichen Thomas-Universität - wurde er Ordensarchivar und Dozent für Geschichte des Dominikanerordens. Die jahrzehntelange intensive Arbeit in dieser Doppelfunktion befähigte ihn, ein umfassendes «Compendium Historiae Ordinis Praedicatorum» (Abriss der Geschichte des Predigerordens) herauszugeben. Viele Jahre war Pater Angelus auch Redaktor der «Analecta Ordinis Praedicatorum» und Professor der Kirchengeschichte am «Angelicum». Als engster Mitarbeiter seines österreichischen Mitbruders und Kurienkardinals Andreas Frühwirth - über den er eine ausführliche Biographie geschrieben hat - machte sich Pater Angelus um die Heiligsprechung Alberts des Grossen verdient. Lauingen, Alberts Heimatstadt, hat ihm dafür das Ehrenbürgerrecht verliehen.

Pater Angelus Walz entfaltete eine rege schriftstellerische Tätigkeit. Neben einigen Editionen mittelalterlicher Texte aus Urkunden erschienen als Frucht seiner ungemein fleissigen Studien zahlreiche grössere und kleinere Bücher und Broschüren sowie Artikel in Zeitschriften und Lexika. Seine Thomas-Biographie wurde so sehr geschätzt, dass sie in mehrere Sprachen übersetzt worden ist. Leider fehlt in der deutschen Ausgabe der wissenschaftliche Apparat.

Jahrzehntelang hat dauernd eine stattliche Zahl von Schweizer Theologen am «Angelicum» studiert und dort auch die Vorlesungen von Pater Angelus besucht. Ihnen zuliebe dozierte er nicht nur lateinisch, sondern auch deutsch.

Pater Angelus war ein gemüthaft-frommer Priester und äusserst regeltreuer Ordensmann. Obwohl als Professor weitgehend vom Chorgebet dispensiert, war er sozusagen immer dabei. Es war ihm auch ein Herzensanliegen, neben seiner rastlosen Arbeit als Forscher und Lehrer seelsorglich zu wirken. So war er lange Zeit Beichtvater in einem Frauenkloster der Ewigen Stadt - und in den akademischen Sommerferien hielt er Exerzitienkurse und Vorträge, vor allem in deutschen und schweizerischen Klöstern, aber auch in Ungarn, Spanien und England, ja sogar in Amerika, Nordafrika und Konstantinopel.

Als die Altersgrenze ihn zwang, seinen Lehrstuhl am Angelicum abzugeben, setzte er sich nicht zur wohlverdienten Ruhe. Es erschien ihm als Pflicht, sich weiterhin für Orden und Kirche nützlich zu machen. So hielt er in Rom noch Spezialvorlesungen - bis er 1969 als Spiritual zu den Missionsdominikanerinnen in Strahlfeld (Bayern) ging. Seit 1976 machte ihm das Herz arg zu schaffen, und seine Kräfte nahmen merklich ab. Doch er hielt auf seinem Posten aus, so gut es eben ging. Am Thomasfest dieses Jahres (28. Januar) durfte er - als Konzelebrant sitzend - sein 60jähriges Priester-

Das Kapuzinerinnenkloster St. Anna auf der Gerlisberger Höhe, bis 1904 befand es sich im Bruch, ist eine Gemeinschaft von 38 Schwestern und einer Novizin, der Sr. M. Augusta Derungs als Frau Mutter vorsteht. Den Lebensunterhalt verdient sich die Gemeinschaft mit der Hostienbäckerei, der Weberei und der Paramentenherstellung. Im Dezember 1966 sind drei Schwestern zur Gründung eines beschaulichen Klosters zu Füssen des Kilimandscharo nach Maua (Bistum Moshi, Tansania) ausgesandt worden. Heute zählt die Gemeinschaft in Maua, der Sr. Immaculata Haas als Frau Mutter vorsteht, 18 Schwestern mit einfacher Profess sowie viele Anwärterinnen.

Die Mitarbeiter dieser Nummer

Moritz Amherd, Römisch-katholische Zentralkommission des Kantons Zürich, Gartenstrasse 36, 8002 Zürich

Dr. Josef Bommer, Professor, Lindenfeldsteig 9, 6006 Luzern

Dr. Heinz Gstrein, 8 Via del Sole A3, Marina di San Nicola, I-00055 Ladispoli (Roma)

P. Notker Halmer OP, Kapuzinerweg 13, 6006 Luzern

Kurt Stulz, Katechet und Erwachsenenbildner, Chorherrengasse 125, 1700 Freiburg

Werner Zurfluh, Publizistischer Mitarbeiter ARF, Bederstrasse 76, 8002 Zürich.

Schweizerische Kirchenzeitung

Erscheint jeden Donnerstag

Fragen der Theologie und Seelsorge.
Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten

Hauptredaktor
Dr. Rolf Weibel, Frankenstrasse 7—9
Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern
Telefon 041 - 22 74 22

Mitredaktoren
Prof. DDr. Franz Furger, Obergütschstrasse 14, 6003 Luzern, Telefon 041 - 42 15 27
Dr. Karl Schuler, Bischofsvikar, Hof 19, 7000 Chur, Telefon 081 - 22 23 12
Thomas Braendle, lic. theol., Pfarrer, 9303 Wittenbach, Telefon 071 - 24 62 31

Verlag, Administration, Inserate
Raeber AG, Frankenstrasse 7—9
Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern
Telefon 041 - 22 74 22, Postcheck 60 - 162 01

Abonnementspreise
Jährlich Schweiz: Fr. 52.—; Deutschland, Italien, Österreich: Fr. 62.—; übrige Länder: Fr. 62.— plus zusätzliche Versandgebühren.
Einzelnummer Fr. 1.50 plus Porto

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Montag, Morgenpost.

jubiläum feiern. Hauptzelebrant und Prediger war der Bischof von Regensburg.

Dieser grossen Freude folgte bald ein schweres Leid: unerwartet rasch starb am 5. März in Ilanz seine einzige Schwester, die Dominikanerin Sr. Josepha-Dominica. Pater Angelus konnte sie weder lebend noch tot wiedersehen. Ihm selber waren nun keine vier Wochen mehr auf Erden gegeben. Am 1. April folgte er seiner Schwester in's ewige Leben. Sitzend hatte er – wie gewohnt – als Konzelebrant die hl. Messe miterlebt. Nach dem Frühstück trat er auf den Balkon, um die Muttergottesstatue im Garten zu grüssen. Bei der Rückkehr in sein Zimmer fiel er zusammen – wenige Minuten später stand sein Herz still. Auf seinem Pult lag das offene Brevier.

Pater Angelus hat oft betont, wie sehr er es schätzte, dass die Dominikaner viel für die Verstorbenen beten. Doch ich kann mir nicht vorstellen, dass er selber unseres Gebetes noch bedarf. Vielmehr glaube ich fest, dass er bereits in die ewige Herrlichkeit eingehen durfte. Dort werden ihm alle Mitbrüder, die ihm auf dem Weg zu Gott vorangegangen sind und denen er mit seinem Beten beigestanden ist, gedankt haben.

Notker Halmer

Fortbildungs-Angebote

Weiterbildungs-Seminar für Jugendarbeit

Termin: 30. Juli bis 6. August 1978.
Ort: Randa bei Zermatt.

Ziel: Junge Menschen, die sich in Jugendgruppen engagieren, neue Impulse und Hilfen mitgeben, damit sie ihre Gruppe (noch) besser leiten können. Das Seminar baut auf den Erfahrungen und dem Wissen der Teilnehmer auf.

Schwerpunkte des Seminars: Gruppenbildung und Gruppenentwicklung erfahren und durch eine bestimmte Methode (TZI-Methode) verstehen lernen.

Nach Zielen kirchlicher Jugendarbeit fragen und sie umschreiben.

Kennenlernen der wichtigsten Prägungsfaktoren und Konflikte in der Persönlichkeitsentwicklung der Jugendlichen (Jugendpsychologie).

Erkennen der Stellung der Jugendlichen in der Gesellschaft (Jugendsoziologie).

Auseinandersetzung mit den Möglichkeiten der Übertragung der Seminarerfahrungen auf die eigene Tätigkeit in der Pfarrei.

Planung und Durchführung eines Pfarreianlasses während des Seminars.

Kreatives Arbeiten mit verschiedenen Materialien.

Methoden: Die aufgeführten Themen werden im Gespräch, Schweigen, Rollenspiel, Planspiel, Malen, Tonen, Tanzen und Musizieren aufgearbeitet.

Leitung: Marcel Margelisch, Jugendseelsorger, Visp; Curt-J. Lützen, Sozialarbeiter, AJBD, Zürich.

Anmeldung und Auskunft: Arbeitsstelle Jugend + Bildungs-Dienst (AJBD), Postfach 159, 8025 Zürich, Telefon 01 - 34 86 00.

Welche jüngere, selbständige

Hausangestellte

möchte wie ich als Pfarrer an einem neuen Ort neu beginnen? Das Pfarrhaus ist in ländlicher und ruhiger Lage in der Nähe von Basel. Alles weitere mündlich.

Sie erreichen mich unter Chiffre 1136 an die Inseratenverwaltung der SKZ, Postfach 1027, 6002 Luzern.

Kirchenglocken-Läutmaschinen System Muff

(ges. geschützt) Patent
Neueste Gegenstromabbremsung
Beste Referenzen. Über 50 Jahre Erfahrung.

Joh. Muff AG, 6234 Triengen
Telefon 045 - 74 15 20

Sommer-Anzug

aus Trevira/Schurwolle, Tropical porös, gediegenes Mittelgrau, feinste Verarbeitung, schweiz. Herkunft **Fr. 369.–**
Übergrösse + 10%

ROOS
Herrenbekleidung
Frankenstrasse 9, 6003 Luzern
Telefon 041-22 03 88, Lift

Gesucht

Bibliotheks-Bücher-gestelle

Foyer Saint-Justin
3, route du Jura
1700 Fribourg
Tel. 037 - 26 29 64

Die katholische Kirchgemeinde Rheineck sucht auf Mitte Oktober 1978

Katecheten/Katechetin
oder
Laientheologe/Laientheologin

Die Hauptarbeitsgebiete sind: Religionsunterricht vorwiegend auf der Oberstufe, verbunden mit Jugendseelsorge, Erwachsenenbildung und Mitgestaltung von Gottesdiensten.
Die Stelle wird neu eröffnet und bietet einem initiativen Bewerber Möglichkeiten zu persönlicher Entfaltung.
Die Besoldung richtet sich entsprechend Ausbildung und Dienstalter nach den offiziellen Richtlinien mit zeitgemässen Sozialleistungen.

Anmeldungen sind zu richten an: Pfarrer Werner Egli, Grüenaustrasse 2, 9424 Rheineck, Telefon 071 - 44 11 37, oder Kirchenpräsident Julius Grüninger, Rorschacherstrasse 51, 9424 Rheineck, Telefon P: 071 44 27 22, G: 071 - 44 27 27.

Pfarrei St. Marien, Biel

Wir suchen auf den 1. Oktober oder nach Vereinbarung

Katecheten / Katechetin

Die Wahl der Klassen steht grundsätzlich frei, in Frage kommen höchstens 4–5 Stufen mit max. 8–10 Wochenstunden. Die übrige Pfarreiarbeit wird soweit als möglich Ihren Wünschen, Ihrer Ausbildung und Ihrer bisherigen Tätigkeit angepasst.

In unsern drei Bieler Pfarreien wirken bereits zwei Katecheten und ein Laientheologe; Teamarbeit ist möglich und erwünscht.

Ihre Bewerbung nimmt gerne entgegen: Herr G. Revaz, Kirchenratspräsident, Thellungstrasse 9, 2502 Biel, Telefon 23 74 65.

Lehrerin mit katechetischer Ausbildung (Missio canonica) sucht Stelle als

Pfarreisekretärin und Katechetin

auf Beginn des Schuljahres 1978/79. Nicht mehr als 10 Religionsstunden auf Primarschulstufe.
Luzern und Umgebung bevorzugt.

Anfragen an Hanni Arnold, Telefon 041 - 23 24 36 (abends)

Günstig abzugeben

Kirchenbänke

4 m breit
in gutem Zustand

Tel. 042 - 31 98 44

Jetzt lieferbar:

Die geglückte Elementarbibel – das Geschenk für Kinder und ihre Eltern

160 Seiten
mit 16 Farbtafeln
kart. Fr. 19.80
Bestell-Nr. 17930

Herder

Priesterexerzitien

im Geiste der **Charismatischen Gemeindeerneuerung**

Leiter: Prof. **Heribert Mühlen,** Paderborn.
Zeit: 5.–8. November 1978. Beginn: Sonntag, den 5. November, 18.30 Uhr Nachtessen. Nachher Einführung. Schluss: Mittwoch, den 8. November, 12.00 Uhr Mittagessen.

Ort: Blindenzentrum, 8597 Landschlacht (TG). Bahnstation: Münsterlingen (Linie Romanshorn–Kreuzlingen) oder Lengwil (Linie Weinfelden–Konstanz). Pension pro Tag Fr. 36.– .

Die Exerzitien sind ausschliesslich für Priester bestimmt, um sie mit der Charismatischen Gemeindeerneuerung bekannt zu machen.

Anmeldung an Katholische Christengemeinschaft, Steinhofstrasse 25, 6005 Luzern, wo weitere Auskünfte eingeholt werden können (Telefon 041 - 41 73 14).

CARITAS | SCHWEIZ

sucht eine hauptamtliche Mitarbeiterin für das Ressort

Familien- und Schwangerschaftshilfe

mit Arbeitsort Luzern.

Die Bewerberin muss eine entsprechende Ausbildung haben (die aber nicht im Sozialbereich liegen muss), ab etwa 30 Jahre alt sein (so dass auch eine Mutter in Frage kommt, die wieder ins Erwerbsleben eintreten möchte).

Interessentinnen (oder Interessenten) melden sich bei der Caritas Schweiz, Löwenstrasse 3, 6002 Luzern, Telefon 041 - 23 11 44 (Dr. Beda Marthy, Leiter der Abteilung Inlandhilfe).

ARS ET AURUM

— Künstlerische Gestaltung von Kirchenräumen
— Beste Referenzen für stilgerechte Restaurationen
— Feuervergoldung als Garant für höchste Lebensdauer
— Anfertigung aller sakraler Geräte nach individuellen Entwürfen: Gefässe / Leuchter / Tabernakel / Figuren usw.

Kirchengoldschmiede
9500 Wil, Zürcherstr. 35

W. Cadonau + W. Okle
Telefon 073 - 22 37 15

A. Z. 6002 LUZERN

00247023 63000
PFAMMATTER JOSEF DR.
PRIESTERSEM. ST. L
7000 CHUR

25/22. 6. 78

Besitzen Sie noch keinen

Tonfilm-Projektor 16 mm?

Dann melden Sie sich bei uns. Wir werden Ihnen eine ausserordentlich günstige Offerte unterbreiten für einen neuen **Bauer P 7** (meistgekaufter Schulapparat in Europa). 5 Jahre Garantie.

Cortux-Film AG, Rue Locarno 8
1700 Freiburg
Telefon 037 - 22 58 33

LIENERT KERZEN EINSIEDELN
✆ 055 53 23 81

Ferienlager

und Gruppenausflüge fallen sicher auch in Ihre Tätigkeit. Deshalb empfehlen wir Ihnen unsere diversen Modelle eines

Messkoffers

Fragen Sie bei uns nach Preis und Ausstattung, wir beraten Sie gerne!

RICKENBACH
ARS PRO DEO

EINSIEDELN
Klosterplatz
✆ 055-53 27 31

LUZERN
bei der Hofkirche
✆ 041-22 33 18